Der Secretair

der

Marquise Du-Deffand.

(Marie von Chamrond.)

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. E. Susemihl.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1858.

Der Secretair

der

Marquise Du-Deffand.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Ich habe das Schreiben ziemlich lange eingestellt, da ich unpäßlicher war, als gewöhnlich. Ich habe mir eben die letzten Seiten meiner Erzählung vorlesen lassen, und mit Ueberraschung gesehen, daß nichts in der Ordnung ist. Mein Gedächtniß läßt mich zuweilen im Stiche, so daß mich Jemand an das erinnern muß, was ich schon gesagt habe, und mein kleiner weiblicher Secretair — ich glaube, ich erfinde dieses Wort — ist noch gedankenloser, als ich vergeßlich bin. Sie hat mich also nicht aufmerksam gemacht, daß sich in der Geschichte des Fräulein Aïssé sehr unangenehme Wiederholungen und Versetzungen finden. Ich kann keine Hand daran legen, ohne Alles umzuschmelzen, und die Zeit drängt, denn ich möchte diese Memoiren beenden, ehe ich sterbe, und ich habe nur noch Tage der Gnadenfrist übrig.

Die Einsicht und der gute Wille des Lesers werden nachhelfen. Er wird zum Beispiel einsehen, daß die Scene im Palais-Royal vor dem von Aïssé an den Regenten geschriebenen Briefe vorgeht; er wird einsehen, daß die zweimal wiederholte Erwähnung ihrer Niederkunft ein Gedächtnißfehler und Alles ein Versehen des

thörichten Kindes ist, die ich endlich einmal verabschiedet habe und die ich nicht mehr zum Secretair haben will. Ich gebe dem getreuen Viard sein Scepter, das heißt seine Feder, zurück. Er hat mir versprochen, zu schreiben, was ich ihm dictiren werde, ohne Bemerkungen zu machen, selbst wenn ich seiner Meinung über die, für welche er Vorliebe hegt, entgegentrete; seitdem bedarf ich keines Anderen, als seiner: Hat sie nicht auch von mir niedergeschrieben, daß ich beinahe Lauzun geheirathet hätte? Wenigstens zur linken Hand! Da können einem wohl die Gedanken verleidet werden.

Kehren wir zu Fräulein Aissé zurück und bemächtigen uns ihrer, um sie nicht wieder zu verlassen.

Fräulein Aissé reiste mit Frau von Fériol nach Burgund, das heißt nach dem Schlosse Pont-de-Veyle ab, wo ihre Freunde zuweilen einige Zeit zubrachten, wenn Frau von Fériol es über sich gewinnen konnte, Paris zu verlassen. Sie folgte ihnen aus guten Gründen, denn ihr ganzes Leben und Glück war von dem Chevalier abhängig. Er benutzte den Augenblick, um selber zu seiner Familie zu gehen. Sie sahen sich also getrennt und auf die Correspondenz beschränkt, was ein großer Schmerz für diejenigen ist, welche sich auf solche Weise lieben.

Fräulein Aissé war traurig und schwermüthig; sie wanderte allein unter den schönen Bäumen des Parks und floh die zahlreichen Besuche, die sich zu ihrer Beschützerin drängten, wie es in der Provinz bei allen Schloßdamen gebräuchlich ist.

Indessen kam Eine an, die sie nicht zurückwies, denn die Erkenntlichkeit machte es zur Pflicht, sie zu empfangen. Es war eine Freundin der Fériol, ja noch mehr, es war eine Verwandte der Lady Bolingbroke und sie kam von ihr.

Diese Person war Frau von Calandrini aus Genf. Ihr Gemahl war ein Genfer, aber sie eine Französin und Tochter des Herrn von Pelissary, Generalschatzmeisters der Marine. Eine ihrer Schwestern hatte den Vicomte Saint John, Vater des Lord Bolingbroke, ein Kind aus früherer Ehe, geheirathet.

Sie brachte einige Wochen in Pont-de-Veyle zu und schloß sich so an die schöne Griechin an, daß sie ihr versprach, im folgenden Winter nach Paris zu kommen, um noch weiter mit ihr zu verkehren.

Frau von Calandrini war eine Person von Geist, sehr tugendhaft und ein wenig prüde, wie Alles, was von Genf kommt, aber bei einiger Bekanntschaft gemäßigt. Sie erfuhr sehr bald das Liebesverhältniß unserer jungen Leute, um welches alle Welt wußte, und darauf baute sie einen Besserungsplan.

Sie begann Aissé sanft zu predigen und ihr zu wiederholen, daß eine Lage, wie die ihrige, für ein Mädchen von Ehre nicht haltbar sei. Sie stellte ihr vor Augen, was sie ihre Aufführung nannte, und machte sie auf den ganzen Greuel aufmerksam. Das arme Mädchen! Eine solche Liebe!

— Sie können nicht so leben, mein Fräulein, sagte

sie zu ihr. Heirathen Sie den Chevalier, das sollten Sie für Ihre Tochter und für sich thun, oder —

— Den Chevalier heirathen, Madame! Ich liebe ihn zu sehr — ich liebe meine Tochter zu sehr, um eine solche Handlung zu begehen. Ich habe es oft gesagt, ich bin seiner nicht würdig, und meine Tochter ohne Mutter ist glücklicher und besser gestellt, als mit einer Mutter wie ich. Sie ist nur die Tochter des Chevalier, und die Tochter des Chevalier wird gewiß ebenso wie er empfangen, geliebt und mit Aufmerksamkeiten überhäuft werden, wie er selber.

— Da zaudern Sie nicht, meine Königin, fassen Sie Muth und brechen Sie Ihre Bande.

— Madame!

— Sein Sie die Freundin des Chevalier, sein Sie seine Schwester, sein Sie nicht mehr seine Geliebte. Er wird Sie ebenso sehr lieben, und Sie werden Ihre eigene Achtung und die Anderer wieder erlangen.

— Madame, wir werden daran sterben.

— Man stirbt nicht, weil man seine Pflicht thut.

— Ach! ich muß also den Mann, den ich so glücklich machen möchte, zur Verzweiflung bringen. — Diese Leidenschaft hat Allem widerstanden: dem Schmerze, den Verfolgungen, der Abwesenheit. Er ist in das Innere Polens gegangen, und von dort hat er mir glühende Briefe geschrieben und nur an mich gedacht. Seine Familie, meine Beschützer, meine Freunde haben sich zwischen uns gestellt; wir haben ihre Strenge und ihre Zärtlich-

keit entwaffnet. Nichts hat uns trennen können, und nichts könnte uns jetzt veruneinigen, da Alles uns an einander fesselt.

— Wenn Sie eine Christin sind und Ehrgefühl besitzen, können Sie keinen Augenblick zaudern.

— Ich werde nie vermögen, ihn zu betrüben, Madame.

— Ach! ich traute Ihnen mehr Seelengröße, mehr Glauben, mehr Vertrauen auf Gott zu.

— Ich liebe die Tugend, Madame, der Himmel ist mein Zeuge, daß ich sie mehr als Alles liebe, aber ich kann nicht an den Schmerz des Chevalier denken, ohne daß meine Seele sich in Thränen ergießt. Wenn Sie Frau Fériol gewesen wären, und mir Ihre festen Grundsätze mitgetheilt hätten, würde ich nie davon abgewichen sein, während jetzt —

— Jetzt ist es nicht zu spät zur Besserung, es ist niemals zu spät. Wenn Sie mich lieben, thun Sie es für mich.

— Wenn ich Sie liebe! Ich liebe Sie wie meine Mutter, wie meine Tochter, wie meine Schwester, wie meine Freundin, wie Alles, was man auf dieser Welt lieben kann.

— Dann muß Ihnen Alles leicht werden, um mir gefällig zu sein.

— Ja, aber der Chevalier! Ihn liebe ich wie meinen Geliebten!

— Sie sind sehr krank, meine liebe Aissé.

— Und nur der Tod wird mich heilen, Madame.

Diese Unterredungen wurden oft erneuert; es verging kein Tag, ohne daß die Genferin ihr altes Lied anstimmte. Aissé widersetzte sich nach besten Kräften, aber sie wich Schritt für Schritt, und endlich kam sie dahin, zu versprechen, daß sie versuchen wolle zu gehorchen.

Wir sahen sie traurig, krank, beständig beschäftigt, Niemand wußte, womit; sie rief häufig den Chevalier herbei, stieß ihn von sich und überhäufte ihn mit Liebkosungen, bat ihn um Verzeihung und flehte ihn an, sich zu entfernen. Sie weinte ganze Tage und Nächte und wollte sich nicht gegen uns erklären. Der arme d'Aydie verlor seine Wissenschaft, aber niemals seine Geduld. Er erbot sich beständig, sie zu heirathen, bat sie dringend, einzuwilligen, und entfernte sich trostlos, wenn sie ihm händeringend sagte:

— Nein, nein, das ist es nicht, im Gegentheil.

Und das arme Mädchen schwand immermehr dahin; das Fieber verließ sie nicht und untergrub ihre Gesundheit, bis es ihr Uebel unheilbar gemacht hatte. Diese Frau von Calandrini kann wohl sagen, daß sie sie mit ihrer Tugend und ihren Predigten gemordet hat.

Aissé ging, ihre Freunde wiederzusehen, die sie verlassen hatte, um neue Kräfte zu sammeln; sie warf sich in die glühendste Frömmigkeit und wurde von der Stimme ihres Gewissens unterstützt, welche ihr zurief, den Rathschlägen der Weisheit zu gehorchen. Von Genf zurückkehrend, hielt sie sich in Sens auf, besuchte ihre Tochter

und fand sie als das liebenswürdigste Kind, und in den wenigen Tagen, die sie mit ihr zubrachte, wurde sie in ihrer Absicht noch bestärkt, so daß sie völlig entschlossen zurückkehrte.

Als ich sie wiedersah, umarmte sie mich zärtlich, und ohne mir zu sagen, um was es sich handelte, bat sie mich, den Chevalier oft zu sehen, ihn zu zerstreuen, ihn mit mir zu nehmen und zu machen, daß er so viel wie möglich bei Hofe bleibe, obgleich sie sich sonst so sehr beklagt hatte, wenn er dorthin ging.

— Und warum das Alles? fragte ich sie.

— Weil ich im Begriff bin, ihm großes Leid zuzufügen, und weil seine Freunde machen müssen, daß er es vergißt.

— Wenn Sie ihm Leid zufügen, meine Königin, thun Sie sich selber ebenso viel, wie ihm, wie es mir scheint; denn sie kehren in einem traurigen Zustande zu uns zurück. Sorgen Sie erst für sich, heilen Sie sich und fügen Sie ihm dann Leid zu, wenn Sie im Stande sind, es zu ertragen.

Sie antwortete mir nicht und erhob die Augen zum Himmel, als wollte sie ihm ihr eigenes Glück und das ihres Geliebten opfern. Sie sah ihn wieder, sie brachte zwei Tage mit ihm zu, ohne ihm irgend etwas zu gestehen, und zeigte sich zärtlicher und liebevoller, als je. Als er sie endlich verließ, sagte sie, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte:

— Morgen, mein Chevalier, wirst Du einen Brief von mir erhalten.

— Und warum einen Brief? Werde ich Dich denn nicht sehen?

— Ich weiß es nicht, aber ich werde Dir dennoch schreiben.

— Dies beunruhigt mich, Aissé.

— Beunruhige Dich nicht, es ist nichts Anderes, als was sehr gut für uns ist.

— Mein Gott! willigst Du denn ein!

— Ich willige in das, was das Beste für uns Beide ist.

Am folgenden Tage erhielt er in der That diesen Brief, wovon er mir die Abschrift gegeben hat:

„Ich zittere, mein Chevalier, indem ich zum erstenmal in meinem Leben an Dich schreibe, denn ich fürchte, daß dieser Brief von Dir übel ausgelegt werde. Ich will mit aller meiner Zärtlichkeit, mit der größten Zärtlichkeit, die je vorhanden war, mit Dir reden; ich werde Dich vielleicht betrüben, aber ich beschwöre Dich, mein Herz nicht zu beschuldigen. Ich liebe Dich nur zu sehr.

„Wenn ich Dich schwach liebte, würde ich nicht den nöthigen Muth zu dem Opfer finden, welches ich darbringe. Es scheint mir, als sei es weniger wegen meines Seelenheils, als um Dich glücklich zu machen. Wir können und müssen einander lieben, aber nicht wie wir uns jetzt lieben; dies ist nicht gut, es ist eine Verletzung des göttlichen Gesetzes, und wenn Du nicht willst, daß ich

sterben soll, so mußt Du der Qual, die ich erdulde, ein Ende machen, indem Du meiner Reue Raum gibst. Ich kann und will nichts weiter sein als eine Schwester, mein Freund. Ich darf Dein Dasein nicht verkümmern, indem ich mich zwischen Dich und die Zukunft werfe. Du bist frei, Chevalier, und Du kannst die Hoffnungen, die Du hegst, auf andere Pläne setzen. Nichts wird die Zärtlichkeit vermindern, die ich für Dich hege; so lange ich lebe, werde ich Deine Aissé sein; ich kann nur Dich lieben, und Dein Glück wird das meine sein.

„Ich habe Gott versprochen, nichts weiter für Dich zu sein, als was ich sein darf. Du wirst nicht machen wollen, daß ich dieses Gelübde breche; besonders sage mir nicht, daß Du dadurch leidest, denn ich würde es nicht halten können, und ich würde zu gleicher Zeit nicht leben können bei der Qual, die ich erdulden müßte. Die Unordnung dieses Briefes zeigt Dir, in welcher Lage ich bin.

„Ich empfehle Dir eine kleine Person, die Du liebst. Uebertrage auf sie die Freundschaft, die Du für mich hegst. Sei Du für sie, was Du für die arme Aissé bist, und wenn ich sie in Deinen Händen weiß, werde ich zufrieden sterben. Ich kenne Dich wohl, mein Chevalier, ich weiß, was Du werth bist, und Niemand wird Dir so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie ich. Darum rechne ich darauf, daß Du meine Bitte erfüllen wirst. Komm nicht heute, komm nicht morgen, komm nur, wenn Du Deiner völlig gewiß bist. Antworte mir, nachdem Du

nachgedacht hast, und habe Mitleid mit meinem Schmerze, der nur lebhafter sein könnte, wenn Du ihn theiltest."

Als Herr von Aydie diesen Brief erhielt, lief er zuerst zu dem Chevalier von Froulay, seinem Herzensfreunde, der auch große Vollkommenheit besaß, wenn auch nicht den Reiz des Geliebten Aissé's. Voltaire sagte, er habe von diesen vollkommenen Chevaliers das Modell zu seinem Coucy in Adelaide Duguesclin entlehnt. Sie kamen zugleich zu mir; d'Aydie war ganz verstört und zeigte mir diesen Brief.

— Ach! Madame, sehen Sie, was sie mir schreibt, und was es bedeutet, rief er.

— Es ist das Werk der Genferin, antwortete ich; ich habe es längst gefürchtet. Und was werden Sie thun?

— Er muß den Wünschen seiner Freundin gehorchen, Madame, entgegnete Herr von Froulay; es ist nicht die Sache eines galanten Mannes, eine Dame mehr zu verpflichten, als sie es will.

— Sie wird ihren Sinn ändern!

— Sie wird ihren Sinn nicht ändern, Madame. Sie kennen Aissé nicht, wie ich sie kenne. Von dem Augenblick an, wo sie sich entschieden hat, dies zu schreiben, ist sie entschlossen gewesen. Sie kämpft ohne Zweifel schon lange mit sich selber, und daher nahm sie ab. Jetzt hat sie ihren Entschluß gefaßt.

— Nun, Chevalier, so fassen Sie auch Ihren Entschluß.

— Ich werde davon sterben.

— Sie werden beide davon sterben, denn sie wird dem nicht widerstehen, davon bin ich überzeugt.

— Ach! Madame, warum sollen wir einander so viel Kummer verursachen? Und glauben Sie denn, daß die Tugend darin besteht?

Es war nicht meine Sache, zu antworten, und Herr von Froulay that es auch nicht.

Die arme Aissé weigerte sich acht Tage lang, ihn zu sehen. Nach Verlauf dieser Zeit kam die treue Sophie ganz in Thränen und sagte, daß ihre Herrin sehr krank sei. Man müsse den Chevalier zu ihr schicken, ohne sie vorher davon zu benachrichtigen, denn sie würde sich sonst weigern, ihn zu sehen, und gewiß unterliegen, wenn man nicht alle mögliche Vorsicht anwende.

Der Chevalier eilte dorthin und wurde wider ihren Willen eingelassen, warf sich auf seine Knie, weinte, zeigte ein niedergeschlagenes Gesicht und bat, ihn nicht fortzuschicken. Sie wurde in tiefster Seele davon gerührt, und Frau von Calandrini hatte auch diesmal Unrecht, wie ich es vorhergesehen hatte.

Aber von diesem Augenblick an war Aissé dem Tode verfallen: der beständige Kampf, der zwischen ihrem Herzen und ihrer Vernunft, zwischen ihren Gewissensbissen und allen Empfindungen ihrer Seele vorgegangen, wurde endlich unmöglich zu ertragen, und machte noch keinen Eindruck auf sie. Ihr Leben wurde unerträglich, sie wollte und wollte nicht, sie stieß diesen armen Mann von sich

und rief ihn dann wieder zurück; sie bat, sie weinte, sie litt bis zum Schreien, wie eine Frau, die in den Wehen liegt. Wir hatten alle Mitleid mit ihr. Ihr Leiden verursachte uns selber Schmerz.

Es geschah, was man nicht hätte voraussehen können, und der Himmel bediente sich, um sie zu sich selber zurückzurufen, der Person, die auf der Welt am wenigsten dafür geeignet war.

Frau von Parabère setzte es sich in den Kopf, sie beichten zu lassen. Sie sprach mehrmals mit ihr davon und sagte, sie würde viel ruhiger sein, wenn sie sich dazu entschlösse. Als ich ihr mein Erstaunen zu erkennen gab, daß sie sich in einen Apostel verwandle, sagte sie:

— Hören Sie, wozu ich mich entschlossen habe. Ich habe eine Tante, die sich in das Magdalenenkloster zu Traisnel zurückgezogen hat, nicht um Herrn von Argenson mit den Nonnen zu empfangen, sondern um dort wirklich in Gott zu leben. Sie hat mich rufen lassen, ich bin zu ihr gegangen, und es war in der Absicht, um mir zu predigen. Ich hatte nicht Lust, ihre Paternoster anzuhören; aber ich sah eine Frau, die das ganze Jahr an fünf oder sechs Krankheiten leidet, eine Frau, die auf alle Weise niedergedrückt, zu Grunde gerichtet ist, von ihren Kindern gequält, von ihrem Gatten verfolgt wird, der sie in ihrer Jugend zwei- oder dreimal hat ermorden wollen, ich sah diese Frau ruhig, gefaßt, glücklich, Gott für Alles preisend, Alles auf ihn beziehend und so resignirt und ihre Kreuze auf solche Weise tragend, daß sie

mir zu denken gab, und daß mir sogleich diese arme Aïssé einfiel, die ich so sehr liebe. Sie werfe sich in die Arme der Religion und sie wird geheilt werden.

— Ah! ich verlange nichts Besseres, antwortete die Kranke; aber vorher muß ich ganz mit dem Chevalier abschließen, und er muß es annehmen. Dies kann ihm jetzt nicht schwer werden, denn ich bin nur ein Gegenstand, um Schrecken zu erregen.

— Fürs Erste sind Sie kein solcher Gegenstand, meine Königin, sondern Sie werden genesen, Sie werden wieder schön werden, und das wird ihm schwer werden.

— Frau von Parabère hat Recht, versetzte ich; aber das halte Sie nicht zurück, thun Sie, wie es Ihnen am Besten scheint, und denken Sie nicht an das Uebrige. Der gute Gott ist nicht so bedenklich wie die Menschen, dessen bin ich gewiß, und er sieht, was sie nicht wissen. Wenn Sie einen Beichtvater wollen, werde ich Ihnen einen vortrefflichen zuführen. Ich kenne den Pater Boursault als einen Mann von Geist, und er versteht die Frauen.

— Ich nehme ihn an. Nur, wie sollen wir uns von Frau von Fériol frei machen? Wenn sie oder Frau von Tencin unsere Pläne erführen, würden mehr Intriguen um mich her vorgehen, als wir Zeit haben würden, ihnen zu widmen. Frau von Fériol würde mir einen molinistischen Beichtvater zuführen; Frau von Tencin, die mich haßt, würde Mittel finden, diese für eine Sterbende sehr natürliche Handlung zu vergiften. Wir wollen nichts davon sagen. Ich werde diesen Abend an den Chevalier

schreiben, ihm unsere Absichten mittheilen und seine Einwilligung verlangen, denn ich will ihm nichts verbergen.

Sie schrieb in der That einige Zeilen, um ihn an ihren ersten Brief zu erinnern und ihn darauf zu verweisen. Diese Zeilen haben sich nicht wiedergefunden, aber hier ist die Antwort des Chevalier, und man kann so diese vollkommenen Liebenden nach einander beurtheilen:

„Dein Brief, meine liebe Aissé, rührt mich mehr, als er mich ärgert; er hat ein Ansehen der Wahrheit und einen Geruch der Tugend, dem ich nicht widerstehen kann. Ich beklage mich über nichts, da du mir versprichst, mich immer zu lieben. Ich gestehe, daß ich nicht dieselben Grundsätze hege, wie Du; aber ich bin, Gott sei Dank, noch weiter von dem Geiste der Proselytenmacherei entfernt, und ich finde es sehr recht, daß jeder dem Lichte seines Gewissens folgt. Sei ruhig, sei glücklich, meine liebe Aissé, an den Mitteln liegt mir nichts; alle werden mir erträglich erscheinen, wenn sie mich nicht aus Deinem Herzen verbannen. Du wirst an meinem Benehmen sehen, daß ich Deine Güte verdiene. Ei! warum solltest Du mich nicht lieben, da es die Aufrichtigkeit und Reinheit Deiner Seele ist, die mich an Dich fesselt. Ich habe es Dir wohl tausendmal gesagt, und Du wirst sehen, daß ich Dich nicht täusche; war es recht, daß Du wartetest, bis die Erfolge Dir bewiesen, was ich Dir gesagt, um es zu glauben? Kennst Du mich nicht hinlänglich, um dieses Vertrauen zu mir zu haben, welches die Wahrheit immer den Leuten einflößt, welche fähig sind, sie zu

empfinden? Halte Dich von diesem Augenblick an überzeugt, meine liebe Aïssé, daß ich Dich so zärtlich liebe, wie es nur möglich ist, so rein, wie Du es wünschen kannst. Glaube vor allen Dingen, daß ich weiter, als Du selber, entfernt bin, je eine andere Verbindung einzugehen. Ich finde, daß nichts an meinem Glücke fehlen wird, so lange Du mir gestattest, Dich zu sehen und mir zu schmeicheln, daß Du mich als den Mann ansehen wirst, der Dir auf der Welt am meisten ergeben ist. Ich werde Dich morgen sehen und ich selber werde Dir diesen Brief überliefern. Ich habe lieber an Dich schreiben, als mit Dir reden wollen; denn ich fühle, daß ich die Sache nicht mit Dir würde besprechen können, ohne die Fassung zu verlieren. Ich bin noch zu empfindlich; aber ich will nur das sein, was Du willst, daß ich sein soll; und bei der Wahl, die Du getroffen, wird es hinreichend sein, Dich meiner Ergebenheit und der Beständigkeit meiner Zuneigung in allen Lagen zu versichern, in welche es Dir gefallen wird, sie zu führen, ohne Dich die Thränen sehen zu lassen, die ich zu vergießen nicht würde verhindern können, die ich aber verleugne, da Du mir die Versicherung gibst, daß Du stets Freundschaft für mich hegen wirst. Ich wage es zu glauben, meine liebe Aïssé, nicht nur weil ich weiß, daß Du aufrichtig bist, sondern auch, weil ich überzeugt bin, daß eine so zärtliche, so treue und delicate Neigung wie die meinige den Eindruck machen wird, den sie auf ein Herz wie das deine machen muß."

Das Opfer war also von beiden Seiten dargebracht, und wurde vielleicht Aissé schwerer als ihrem Geliebten. Dieser war indessen in einem Schmerze, in einer Angst, die wohl Mitleid zu erregen im Stande war. Alles, was die Kranke umgab, bis auf ihren kleinen Hund, der ihn schon am Ende der Straße witterte, und seine Ankunft durch ein freudiges Gebell anmeldete, bis auf die Kuh, welche die Milch lieferte und für welche er Heu kaufte, Alles war ein Gegenstand seiner Sorgfalt. Nichts glich seinem Zustande, wir waren nur beschäftigt, ihn zu beruhigen, und er glaubte Leben durch Freigebigkeit zu erkaufen. Dem Einen gab er so viel Geld, daß er seinen Sohn ein Handwerk lernen lassen konnte, einem Anderen Geld, um Bänder und Pelzkragen zu kaufen, denn er strebte gleichsam nach der Thorheit.

Wir fragten ihn, wozu diese Verschwendungen führen sollten.

— Alle, die sie umgeben, zu bewegen, Sorge für sie zu tragen, sagte er.

Man kann sich diesen Schmerz, diese Leidenschaft, diese Nachforschungen nicht vorstellen. Er entfernte sich an dem Tage dieser Beichte. Frau von Parabère führte Frau von Fériol, ich weiß nicht wohin; während dieser Zeit fuhr ich in der Kutsche dieser königlichen Sünderin, um den Pater Boursault aufzusuchen, welcher mit gutem Herzen herbeieilte und drei Stunden bei ihr blieb.

Er kam am folgenden Tage wieder und den darauf folgenden Tag, während Frau von Fériol beständig abwe-

send war, und am Sonnabend nachher ertheilte er ihr die Absolution und die Communion. Wir mußten alle dabei zugegen sein, der Chevalier wollte es auch, doch wurde es nicht gestattet und er blieb der Leute und des guten Beispiels wegen im Nebenzimmer.

Nie wurden so viel Thränen vergossen. Aissé war himmlisch. Sie empfing das Viaticum mit einer engelgleichen Andacht und Begeisterung. Als sich alle entfernt hatten und wir allein waren, und Pater Boursault noch dablieb, ließ man den untröstlichen d'Aydie eintreten.

Er warf sich neben ihrem Bette auf die Knie nieder, sein Herz schien im Begriff zu brechen, und sie reichte ihm die Hand.

— Mein Freund, sagte sie, ich bin sehr glücklich, ich bin wiedergeboren. Es ist mir gestattet, Dich rein und heilig zu lieben, und ich liebe Dich mit so vieler Zärtlichkeit, wie nur je, doch bleibt in meiner Zärtlichkeit nichts von dieser Welt zurück. Ich werde Dich erwarten.

— Aissé! meine liebe Aissé!

— Wir haben große Fehler begangen, ich habe bereut, bereue Du auch. Wenn ich nicht mehr bin, suche Deinen Trost bei Gott, der niemals täuscht. Er wird Dir die Kräfte geben, die er mir geschenkt hat. Verlaß die nicht, welche ich Dir hinterlasse und die Dich für uns Beide lieben wird.

Er vermochte nicht zu antworten. Er hielt ihre Hand in der seinigen, bedeckte sie mit Thränen und Küssen und blieb wie vernichtet an derselben Stelle.

— Sie meine Freundinnen, die Sie Zeugen sind wie man stirbt, wenn der Herr Sie in seine Gnade aufnimmt, möge mein Beispiel Ihnen von Nutzen sein, fügte sie hinzu, indem sie sich zu uns wendete, ich danke Ihnen für Ihre Sorgfalt, für Ihre Freundschaft, ich werde für Sie alle beten.

Wir weinten alle heftig und verließen sie erst nach ihrem Tode. D'Argental und Pont-de-Veyle erhielten auch sehr rührende Proben von ihrer Freundschaft. Die letzten Worte, die sie aussprach, als sie ihren Chevalier in seinem tiefen Kummer sah, waren diese:

— Tröste Dich, mein Freund, es ist besser, mich todt zu sehen, als leidend, was ich litt, seitdem ich Dich nur halb lieben durfte.

Sie starb in unseren Armen den 13. März 1733.

Der Chevalier wäre ihr fast gefolgt. Es war eine Verzweiflung, wie man sie nur bei den Hunden findet, die gewöhnlichen Menschen haben kein Herz dazu. Er war mehrere Monate wie wahnsinnig, und zeigte mehrere Jahre eine unvergleichliche Schwermuth. Sein einziger Trost war seine Tochter, die er aus Sens wegnahm und in seine Familie einführte. Sie besaß die Schönheit und die Tugenden ihrer Mutter. Er verheirathete sie gut an den Vicomte de Xanthie, einen Edelmann aus Périgord.

Ein wenig später zog er sich nach Mayac auf das Schloß seiner Familie zurück und erschien nur selten

unter uns. Ich bedauerte ihn aufrichtig. Er schrieb uns indessen zuweilen. Man wird nach meinem Tode viele von seinen Briefen unter meinen Papieren finden. Sie sind sehr schön und anziehend.

Im Jahre 61 hatte ich den Kummer, ihn zu verlieren.

Zweites Kapitel.

Ich habe von mir zu reden versprochen, und in der That ist der Augenblick dazu gekommen. Wir wollen später ein anderes Abenteuer erzählen. Ich liebe es nicht, selber die Bühne zu betreten, indessen muß ich es, da ich meine Memoiren schreibe. Wir werden zu Larnage zurückkehren und zu dem, was weiter erfolgte; diese Folge wird uns weit führen.

Nach der Abendgesellschaft von Sceaux, als ich mich mit dem Aerger der Frau von Parabère und mit tausend andern Ereignissen in Verbindung kam, verging einige Zeit, ohne daß ich von meinem Freunde unter den Sternen reden hörte. Er wartete, bis ich ihn rufen würde, und konnte seine Schüchternheit nicht überwinden; es ist ein großer Fehler für einen Mann — diese Schüchternheit; es ist fast ein ebenso großes Laster wie die Armuth. Beide vereiteln alle Mittel, emporzukommen.

Es war indessen bestimmt, daß die Schüchternheit diesmal überwunden werden, und daß Larnage zuerst zu diesem Ziele gelangen sollte, welches seit — doch wir wollen den Ereignissen nicht vorauseilen, wenn's gefällig ist.

Eines Morgens, ich war schon gelangweilt — diese Krankheit kam mir bei guter Zeit — und ich bekam Lust, einen ganzen Tag allein auf dem Lande hinzubringen und mich der Natur zu nähern, um besser zu denken. Ich rede in diesem Augenblick den Jargon nach der Mode des Tages; die Natur und der Gedanke sind die beiden herrschenden Worte unserer Epoche. Rousseau und die anderen Philosophen haben sie zu Ehren gebracht; wir werden sehen, oder vielmehr, man wird sehen, wohin uns dies Alles führen wird.

Ich ging also fort ohne andere Begleitung, als einen sehr einfältigen Bedienten, um ein Haus in Augenschein zu nehmen, welches in Ville-d'Avray zu verkaufen war; nicht als wäre ich geneigt gewesen, es zu kaufen, sondern nur um einen Zweck und einen Vorwand zu haben.

Es war köstliches Wetter, ich miethete einen Wagen, nahm einige Lebensmittel mit, kleidete mich nach den Umständen und versprach mir unendliches Vergnügen.

In Ville-d'Avray angekommen, brachte man meinen Wagen in einem Gasthause unter, räumte meinem Lakai einen Platz an der Tafel der Diener ein, — was mich betrifft, ich wollte nichts essen und ging, um die in Rede stehende Umgegend in Augenschein zu nehmen, und dann begab ich mich in das Gehölz, einen Korb am Arm, während mein kleiner Hund voran durch das Gras lief. Man hätte mich für eine Bürgerfrau an einem Feiertage halten können.

Meiner Treu! ich sprang und lief mit Amadis, ich

sang Alles, was ich von Liedern wußte, und ging, ohne zu wissen wohin. Es war mir freilich wichtig! Ich wollte die Langeweile und die Verlegenheiten des Hofes und der Stadt vergessen, und ich setzte einen Blumenstrauß nach Art der Hirtinnen zusammen. Voltaire, dem ich diesen Aufzug erzählte, hat hübsche Verse an mich gerichtet, welche ich die Unbesonnenheit gehabt habe, zu verlieren, oder die man mir vielleicht gestohlen hat. Was noch schlimmer ist, er hatte gegen seine Gewohnheit nicht abgeschrieben.

Nach einer Promenade von zwei Stunden empfand ich Hunger und dachte an mein festliches Mahl. Ich suchte einen hübschen reinlichen Platz, wo das Gras sehr dicht und üppig war, kurz Alles, was die Scene für mich einladender und angenehmer machen konnte.

Dies Alles fand ich neben einer Quelle unter großen Eichen. Ich erinnere mich einiger Verse des großen Mannes; es ist schade, daß ich das Uebrige vergessen habe.

Ihr Wasser war still und floß langsam dahin,
Die Ufer zeigten hier der tiefsten Ruhe Bild,
Zwei Eichen deckten sie mit Schatten kühl und mild.

Ich erinnere mich nicht, was weiter folgte; nur ist auf diese Weise meine Beschreibung gemacht.

Ich öffnete meinen Sack und begann meine Mahlzeit. Ich hatte unternommen, ein kaltes Geflügel zu tranchiren, welches sehr appetitlich war; doch konnte ich nicht damit zu Stande kommen. Ich habe mich nie auf das Tran-

chiren verstanden. Herr Du-Deffand hatte eine Wuth darauf, und ich ließ ihn machen, und später würde mein wackerer Viard nicht gelitten haben, daß ich mir die Mühe gegeben. Ich war also sehr ungeschickt und lachte ganz laut darüber. Amadis, der mir gegenüber saß, sah mich an und erwartete seinen Antheil, vielleicht spottete er bei sich selber über mich. Ach! wenn man nur wissen könnte, was die Hunde denken!

Mitten unter meinem Lachen, und als ich einen Angriff auf meine Beute machte, war ich sehr erstaunt, das Echo meines Lachens zu hören. Ich erhob den Kopf und bemerkte — zwei junge Männer, deren Aeußeres ihre Profession verrieth und die beide sehr schön waren. Der eine, der mir unbekannt war, lachte aus vollem Herzen und der andere sah mich an und athmete kaum.

Diesen kannte ich, und er lachte nicht. Es war Larnage.

— Frau Marquise! murmelte er ganz erstaunt.

Und ich! wer erwartete ihn dort zu finden? Es war indessen viel natürlicher, ihn dort zu sehen, als mich.

Ich wurde verlegen und blieb, mein Hühnchen in der einen und ein Stück Brod in der andern Hand, diesen beiden jungen Männern gegenüber sitzen, von welchen der unbekannte beständig lachte und Larnage sich wenn möglich noch einfältiger zeigte, als ich.

— Herr Larnage, sagte ich endlich.

— Ach Madame, was ist Ihnen begegnet? erwiederte er.

— Es scheint mir, als wenn der Dame nichts besonders Widerwärtiges begegnet ist; sie ist sehr heiter und hat guten Appetit.

— Aber dieses Kostüm — diese Einsamkeit —

— Nun, dieses Kostüm, diese Einsamkeit — es wird irgend eine Laune einer hübschen Frau, vielleicht ein Rendezvous sein —

— Ein Rendezvous! rief er indem er blaß wurde und die ganze Umgegend überblickte, um einen muthmaßlichen Nebenbuhler zu entdecken.

— O nein, antwortete ich unbesonnen, kein Rendezvous, wenn Sie erlauben. Eine Laune vielleicht —

Larnage athmete wieder. Ich begann mich zu fassen; obgleich sehr jung, war ich nicht so schüchtern wie er.

— Setzen Sie sich, Larnage, fuhr ich fort, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben. Wer ist dieser Herr? Es ist mein Freund Frémont, der Freund eines Mannes, der Ihnen sehr gefällt, des Herrn von Voltaire.

— Sie sind also der Allerweltsfreund, mein Herr?

— Ich möchte nicht wagen, der Ihrige zu werden, Madame, denn es ist eine gefährlichere Rolle.

— Ein Tapferer eilt der Gefahr entgegen, um sie zu besiegen.

— Ach, Madame, welch ein trauriger Sieg!

Er begann wieder zu lachen. Er war sehr heiter, dieser arme Frémont, besonders zu jener Zeit, wo er sehr jung und hübsch zum Malen war.

Larnage gelangte nicht zu dieser Unbefangenheit, die

er beneidete. Er wußte weiter nichts zu thun, als mich anzusehen. Das Benehmen seines Freundes gefiel mir in diesem Augenblick viel besser.

— Haben Sie zu Mittag gespeist, meine Herren?

— Nein, Madame, auch nicht gefrühstückt.

— Wollen Sie meine Gäste sein? Indessen muß ich Ihnen eine oder selbst zwei Bedingungen auferlegen.

— Welche sind das?

— Daß Sie mein Hühnchen tranchiren und daß Herr Larnage lacht.

— Das Hühnchen zu tranchiren will ich übernehmen. Larnage zum Lachen zu bringen, ist eine andere Sache, und die kann ich nicht übernehmen.

— Warum?

— Warum? Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen darf, Madame.

— Sagen Sie es immerhin.

— Sie werden nicht böse werden?

— Nein.

— Nun ich hoffe es. Eine Marquise als Indianerin verkleidet in kurzem Rocke und Strohhut, die ganz allein im Walde von Ville-d'Avray am Rande einer Quelle einen Kapaunen verschlingt, kann nicht in der Laune sein, etwas übel zu nehmen. Ich werde also reden.

— Frémont! rief Larnage mit flehender Miene.

— Ich werde reden, sage ich Dir, und Du wirst es am Ende auch nicht zu sehr übel nehmen.

— Einen Augenblick, mein Herr, ehe wir auf diese Streitfrage eingehen, ich bin neugierig und wünsche mich zu unterrichten. Ich muß wissen, wohin ich gehe, um ruhig zu sein. Sie heißen Frémont. Sie sind der Freund des Herrn Larnage, Sie sind der Freund des Herrn von Voltaire, ich zweifle nicht daran; aber dann? was treiben Sie? womit beschäftigen Sie sich in Ihren Mußestunden?

— Madame, ich finde die Frage sehr einfach und werde sie gern beantworten. Ich war Schreiber beim Procurator Allain, Rue Perdue in der Nähe der Place Maubert; aber es gefiel mir dort nicht, und ich habe seit einiger Zeit die Stelle verlassen. Jetzt gehöre ich mir selber an. Meine Verwandten in Rouen wünschen, daß ich dorthin zurückkehre; aber ich kümmere mich nicht darum und werde mich auch nie darum kümmern, denn in den Gehölzen der Normandie würde ich gewiß keine Waldnymphen von Ihrer Art finden. Unsere Marquisen in der Normandie suchen nicht so leicht die Einsamkeit auf, und man sieht sie nicht ohne Gefolge.

— Man sieht hier keine mehr, mein Herr, und ich weiß keine Andere, die fähig wäre, mit mir die Langeweile zu vergessen.

— Dagegen sind jene zu vielen andern Dingen fähig.

— Es handelt sich nicht um sie, sondern um uns, mein Herr. Sie wollen also dieses Hühnchen tranchiren?

— Sogleich, zu Ihrem Befehl.

— Ich habe Ihnen noch eine Pastete von einer

guten Bäckerin, Obst und Burgunder anzubieten; es ist ein frugales Mahl, aber es ist das Scherflein der Wittwe.

Die Complimente zwischen Fremont und mir begannen wieder. Larnage öffnete die Zähne nicht. Nur seine Augen sprachen, und welche Sprache!

Während er unserem Thier die Flügel abschnitt, blickte Frémont zur Rechten und zur Linken, bemerkte unsere Verlegenheit und fand Vergnügen daran, sie zu vermehren.

— Madame, ich habe die Gründe der Traurigkeit Larnages noch nicht erzählt.

— Ah! es ist wahr, ich horche.

— Nun, Larnage ist traurig, weil er verliebt ist.

— Verliebt! es scheint mir vielmehr, als wäre er eingefroren, versetzte ich, indem ich eine unbefangene Miene annahm.

— Eingefroren in der Liebe, ja, Madame.

— Herr Larnage ist also seit langer Zeit verliebt, denn es war so seit —

— Seit vielen Jahren, ja Madame, es war so; Larnage trägt in seinem Herzen dieselbe Liebe, ohne daß einer von seinen Gedanken zerstreut worden. Nur liebte er zuerst ein Fräulein, jetzt eine Frau.

— Ach! er hat gewechselt —

— Nein, sein Idol hat gewechselt.

— Sie hat gewechselt?

— Ja, hinsichtlich des Namen, des Standes und der Grundsätze, anstatt eines reizenden Mädchens ist sie heute eine schöne Frau. Larnage ist darum nicht mehr zufrieden.

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

— Madame, Sie lachen darüber?

— Ich lache über Sie, der Sie reden, ich lache über mich, da ich Ihnen zuhöre, ich lache noch mehr über diesen armen Herrn Larnage, der Sie die Honneurs seiner Person machen läßt, ohne sich zu vertheidigen.

— Weshalb sollte er sich vertheidigen, Madame? Wegen der Beständigkeit? Ist es denn ein Unrecht? Verurtheilen Sie ihn?

— Ich würde nicht verurtheilen können, was ich nicht kenne.

— Sie kennen die Beständigkeit nicht! Ah! Frau Marquise, ist es wohl möglich, daß Sie in Ihrem Alter den Männern solche Beispiele geben können!

Ich hätte Larnage gern geschlagen, der kein Wort sagte und diesem Anderen gestattete, mehr Geist zu zeigen als er. Er hatte zu viel Liebe. Die Liebe macht die Leute von Geist einfältig und gibt denen Geist, welche keinen besitzen. Nichts ist im Allgemeinen seltener, als ein geistreiches Herz zu haben — es ist ein Zauber und eine unermeßliche Macht. Ich habe nur den Chevalier von Aydie und seine Aissé gekannt, die in diesem Falle

waren. Was mich betrifft, ich habe es nicht einmal versucht, ich bin gewiß, es würde mir fehlgeschlagen sein.

Wir aßen mit gutem Appetit, indem wir beständig lachten. Larnage faßte sich nach und nach und mischte von Zeit zu Zeit sein Wort ein.

— Madame, er spricht! rief Frémont.

— Es ist also, weil er weniger liebt?

— Er hat gelernt, es auszusprechen.

Ich wollte nicht antworten. Eine dritte Person, so wohlwollend sie auch sein mag, ist beim Anfange einer Neigung immer hinderlich. Indessen konnte Frémont uns nicht verlassen, es würde das Ansehen gehabt haben, als komme er meinen Befehlen zuvor, und gewiß würde ich es nicht zugegeben haben. Das Geschick dieses armen Larnage war seltsam in dem, was mich betrifft. Es ist vielleicht der einzige Mann, den ich geliebt habe, es ist derjenige, der mich am meisten geliebt hat; und doch!

Kehren wir in das Gehölz von Ville-d'Avray zurück.

Frémont fühlte, daß er zu viel sei. Sein vollkommener Tact verbot ihm, uns zu verlassen. Die Lage war schwierig, er suchte ihr eine andere Wendung zu geben. Ich wünschte, daß es ihm gelingen möchte; Larnage wünschte es noch mehr. Unsere drei Geister, vereinigt, um zu suchen, ohne es zu sagen, fanden nichts. Der Zufall war geschickter, als wir.

Nachdem wir am Rande der Quelle gegessen, getrunken und geplaudert hatten, traten wir unsern Weg wieder

an, und begannen im Walde umherzuwandern. So kamen wir bis zu einem reizenden Hause, ehemals von Langlée erbaut und nach dessen Tode an einen reichen Engländer verkauft, der im Jahre keine acht Tage dort verlebte. Er ließ es dessen ungeachtet sorgfältig erhalten. Die Gärten waren die schönsten auf der Welt und mit den kostbarsten Blumen angefüllt. Man reiste aus Paris und Versailles aus Neugierde dorthin, um sie anzusehen und Pflanzen, welche der Gärtner sehr theuer verkaufte, von dort mitzubringen.

Ich machte den Vorschlag, dort einzutreten; sie gingen darauf ein. Wir ruhten uns in einer Rosenlaube aus, und man setzte uns vortreffliche Sahne vor. Es ist unerhört, wie viel man in einem Tage ißt, wenn man umherwandert. Wir waren seit ein Uhr dort; wir hatten Alles gesehen, als sich drei reich gekleidete Personen einfanden und ihrerseits um die Erlaubniß anhielten, das Haus ansehen zu dürfen. Als Frémont sie erblickte, stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus.

— Mein Vetter! sagte er. Erlauben Sie, Madame?

Und da lief er einem wohlbeleibten, fetten und schwitzenden Manne nach, der ihm die Arme entgegenstreckte.

— Mein armer Frémont, ich suche dich überall, seitdem ich in Paris bin. Man sagte mir, Du wärest auf Reisen.

Mehr hörten wir nicht, sie gingen vorüber. Eine

Viertelstunde später brachte uns der Aufseher die Entschuldigungen unseres Unbesonnenen. Sein Vetter führte ihn mit sich fort.

Wir blieben also allein, Larnage und ich; man mußte jetzt nach Ville-d'Avray zurückkehren, in meinen Wagen steigen und abreisen.

Drittes Kapitel.

Larnage war glücklich über diese Einsamkeit; er sah mich seit dem Morgen, und er hatte einige Kühnheit wieder gewonnen. Er ging zuerst neben mir, ohne zu sprechen; nicht als hätte er mich gefürchtet, sondern weil er mir zu viel zu sagen hatte, wußte er nicht, wo er anfangen sollte. Ich wartete. Er zog sich auf die beste Weise aus der Schlinge und begann von seinen Erinnerungen zu reden.

— Ach! Madame, wie war der Himmel so schön in Dampierre, wie glänzten die Sterne, wie duftig war die Nacht, wie war Fräulein von Chamrond schön und zärtlich, und wie liebe ich sie!

Als einmal so das Eis gebrochen war, fand er das Wort wieder, wurde beredt, dringend, überredend, er wurde reizend, und ich weiß nicht, was dann weiter geschah, oder ich weiß es nur zu gut. Ich fühlte, daß ich ihn liebte, ich gestand es ihm und machte ihn zu dem glücklichsten Menschen auf der Welt. Nach diesem Geständniß verlangte er nicht mehr.

Ich habe versprochen, Alles zu erzählen — glück-

licherweise hält Viard die Feder. Die Erzählung von diesem Tage würde vor einer jungen Verwandten schwierig gewesen sein, und ich hoffe, daß sie sie nicht lesen wird. Gewisse ärgerliche Geister werden mir nach diesen Geständnissen Dornen an den Kopf werfen; andere, welche Alles verstehen, werden mich auch verstehen und die seltsamen Schwachheiten der menschlichen Natur entschuldigen, die sich häufiger bei einer neuen und glühenden Einbildungskraft finden, welche geneigt ist, sich mehr im Bösen, als im Guten zu unterrichten. Sie hatten Antheil an der lebhaften Ergriffenheit, an dem leicht zu erklärenden Leichtsinn meines Alters, in der Gesellschaft, in welcher ich lebte. Wenn ich diese Memoiren vor dreißig Jahren geschrieben hätte, würde ich mir nicht die Mühe gegeben haben, mich zu entschuldigen; aber andere Zeiten, andere Sitten, ein anderer König, ein anderer Hof; ohne die Zukunft zu rechnen, die vielleicht noch härter sein wird!

Kommen wir auf diesen denkwürdigen Tag zurück.

Larnage verließ mich bei den ersten Häusern des Dorfes, sehr glücklich und ohne glauben zu wollen, daß es ein größeres Glück geben könne. Ich versprach ihm, wiederzukommen. Vielleicht war ich ein wenig erstaunt über seine Zurückhaltung, vielleicht hätte ich eine glühendere und weniger bescheidene Leidenschaft gewünscht; indessen hielt ich mich so für sehr glücklich, für sehr verliebt, und verachtete Alles, was nicht diese Liebe betraf.

Der Weg war ein wahrhaftes Entzücken; ich erinnerte mich an Alles bis auf das geringste Wort, bis auf

die geringste Geberde meines schüchternen Geliebten, und ich verweilte bei dieser Erinnerung wie bei einer Hoffnung. Ich baute hübsche Luftschlösser, mein Leben sollte heiterer, sanfter, ausgefüllter werden; ich wollte an ihn denken, ihn sehen, ihn hören, auf seine Worte horchen, und das mußte ein Glück sein. Ich war noch sehr jung, wie man sieht, und weit entfernt von der Zeit, in welcher ich lebte, oder sehr ländlich, wie Frau von Tencin mir zuweilen zu sagen pflegte.

Ich kam bei sinkender Nacht in meinem Hause an. Meine Kammerfrau erwartete mich unten und benachrichtigte mich, daß Frau von Parabère seit zwei Uhr in meinem Cabinet sei, und nicht weggehen wolle, ohne mich zu sehen. Das hieß vom Himmel herunterfallen; indessen eilte ich zu ihr.

Als sie mich erblickte, stieß sie einen Schrei aus:

— Endlich! — ich komme, Sie aufzusuchen.

— Mich aufzusuchen! — Warum?

— Um zu Abend zu speisen.

— Es ist unmöglich. Ich bin ermüdet, ich will zu Bette gehen. Ich habe den Tag auf dem Lande zugebracht, ich muß schlafen.

— Was! auf dem Lande? Ganz allein?

— Ja, ganz allein.

— Und in diesem Aufzuge! Marquise, Sie spotten meiner, Sie verbergen mir irgend ein hübsches Liebesabenteuer.

— Nein, ich bin allein abgereist und kehre allein

zurück. Ich habe frische Luft geschöpft in dem Walde von Ville-d'Avray, wo ich zwei junge Männer traf, wovon der Eine der Secretair des Herrn von Luyne und der Andere ein Freund des Herrn von Voltaire ist. Sie fanden mich ein Hühnchen verspeisend, welches ich nicht die Geschicklichkeit hatte zu tranchiren. Sie haben das Mahl mit mir getheilt. Wir haben geplaudert, wir haben gelacht: das ist Alles.

— Gewiß?

— Ganz gewiß.

— Da verhindert Sie nichts, zu kommen und bei mir mit Voltaire und d'Argental zu Abend zu speisen. Es ist eine kleine vertrauliche Gesellschaft, die ich Ihnen vorschlage. Sie sehen sie gern, und ich glaube Ihnen eine wahre Gefälligkeit zu erweisen, indem ich Ihnen die Gelegenheit dazu gebe.

— An einem anderen Tage.

— Nein, diesen Abend.

— Ich müßte mich umkleiden?

— Im Gegentheil, Sie sind reizend so wie Sie sind, und sie werden einen köstlichen Effect machen; wir werden in der Tiefe meines Gartens in dem ländlichen Pavillon zu Abend speisen. Sie sind als Hirtin gekleidet, und es fehlt Ihnen nichts, als ein Hirtenstab und die Schäfchen.

— Und wenn Gesellschaft kommt? versetzte ich halb überredet.

— Niemand, man wird die Thür schließen.

— Und der Regent?

— Der Regent! Ich sehe ihn nicht mehr bei mir, ich will ihn nicht mehr sehen. Sprechen Sie mir nicht von ihm, es ist ein Mann ohne Zuverlässigkeit. Ich will vergessen, was Sie wissen, meine Königin, ich betäube mich! O! ich bitte Sie! erinnern Sie mich nicht daran!

Sie bat mich, sie beschwor mich — ich gab nach, und wir machten uns auf den Weg, ich in ländlichem Kostüm, ein wenig zerdrückt von dem Mittagsmahl auf dem Grase nnd von dem Sitzen im Wagen — sie im Morgennegligé; es war übrigens ihr Triumph, sie war zum Entzücken in der Morgenhaube und im kurzen Mantel.

Wir kamen sehr neckisch gestimmt bei ihr an. Dieser ländliche Pavillon war ein Wunder des Geschmacks und der Eleganz. Es war eine bewunderungswürdig warme Nacht; Alles duftete, und die seltensten Blumen bildeten gleichsam einen Rahmen zu unseren beiden Gesichtern. Voltaire, welcher bald darauf erschien, blieb, davon ganz überrascht, an der Thür stehen.

— Ei! das ist ja das Paradies! rief er.

— Vor oder nach dem Fall der Engel? versetzte die Marquise.

— Am Abend zuvor, antwortete er mit seinem feinen Lächeln; sie sind schon für die Sünde bezeichnet.

— So können wir also noch hoffen; dies ist ein letzter Trost.

— Ach! Madame, was bin ich Ihnen nicht für die ausgezeichnete Gunst schuldig, die Sie mir bewilligen!

Hier zu Abend zu speisen mit Ihnen, mit der Frau Marquise von Dü-Deffand, mit Herrn von Argental! ist eine von jenen großen und köstlichen Freuden, deren man sich für unwürdig zu halten nicht den Muth hat.

D'Argental erschien auch bald und man servirte.

Welch ein Abendessen! welche Speisen! welcher Geist! welche Worte! In Wahrheit, der Ernst der späteren Jahre kann diese Zeit der thörichten Ueberspanntheit nicht in Vergessenheit bringen. Es ist mir leid um den Ernst, aber es scheint mir, als langweile man sich dabei, und als wären alle unsere Adendmahlzeiten heutiges Tages nicht so viel werth wie dieses eine. Freilich war ich damals jung!

Voltaire war ganz besonders funkelnd. Er war damals von einer triumphirenden Heiterkeit. In Allem, was man seit sechzig Jahren über ihn gesagt und geschrieben, hat sich Niemand mit seiner Jugend beschäftigt. Man sieht ihn nur als Patriarchen oder als Oberhaupt der Literatur dieses Jahrhunderts. Man beschäftigt sich viel mit dem Philosophen und sehr wenig mit dem Menschen: ich bin ihm immer gefolgt und werde meinen Lesern viele Dinge erzählen, welche die Welt nicht weiß.

Frau von Parabère neckte ihn und behauptete, er wäre nicht verliebt, er wäre es nie gewesen und würde es nie sein.

— Setzen Sie mich nicht der Verachtung aus, Madame, ich bin fähig, meine Proben abzulegen.

— Das ist keine richtige Antwort. Es kann sich in dieser Sache nicht um mich handeln.

— Und um wen denn?

— Um Sie, um Ihre Geliebten, wenn Sie welche haben.

— Ei, Madame, in Frankreich hat Jeder eine Geliebte, von dem Herrn Regenten an bis auf mich herunter; es ist nicht so schwierig.

— Es würde eine Unverschämtheit sein, wenn ich mich davon ausschließen wollte, aber Sie werden mich nicht fangen, das sage ich Ihnen vorher, ich bin jetzt über dies Alles hinweg, ich habe meine Schuld bezahlt.

— Was wollen Sie denn da von mir, Madame?

— Ich will, daß Sie uns die Lebensgeschichte Ihres Herzens erzählen.

— Was liegt Ihnen daran?

— Mehr, als Sie denken. Sie haben so viele Feinde; man behauptet, daß Sie keins haben.

— Ich habe entweder kein Herz, oder ich habe keine Feinde?

— Ich gestehe Ihnen Beides zu; aber beweisen Sie es.

— Erzählen Sie, erzählen Sie, rief ich dagegen; man hat mir versichert, daß es ein seltsames Abenteuer wäre.

— Und um Ihnen das Beispiel zu geben, wird die Marquise Ihnen sagen, was sie diesen Morgen gethan hat.

Ich willigte ein; ich war zufrieden, Larnage zu nennen und von ihm zu sprechen. Die Gedanken sind nicht ausreichend, wenn man in einem gewissen Grade liebt; man bedarf der Erwiederung; es ist ein Ball, der zurückgeworfen wird und mit dem man nicht allein spielen kann.

Nach meinem sehr abgekürzten Berichte sieht man, daß Voltaire keine Entschuldigung hatte.

— Nun, da Sie es wollen, werde ich Alles erzählen, und es nicht wie Madame Du-Deffand machen; sie hat Ihnen das Hübscheste verborgen.

— Meinen Sie?

— Ach, Madame, Sie wissen es besser, als ich. Ich beginne:

— Ich will Ihnen nicht von meinem Vater, dem würdigen Herrn Arouet, erzählen, nicht von meinem Pathen, dem Abbé von Chauteauneuf, oder von meiner Beschützerin, dem Fräulein von Lenclos; Sie wissen das auswendig. Indessen verdanke ich jeder dieser Personen einen Theil meines Geistes und Gefühls. Ich habe etwas von dem Notar an mir hinsichtlich der Ordnung und der Oekonomie, von dem geistreichen Abbé hinsichtlich meiner Gedanken und von der Aspasia hinsichtlich meiner Neigungen.

Dies war vollkommen wahr; man zeichnete nie ein ähnlicheres Portrait von ihm.

— Mein Vater liebte die Verse nicht; ich hatte das Unglück, welche machen zu wollen, und wir entzweiten uns. Er hatte mich zu einem Procurator geschickt; ich blieb dort nicht, ich lief auf den Feldern umher; hielt

mich in den Damenzimmern und in den Theatern auf, anstatt meine Nase in die Acten zu stecken. Herr Arouet drohte mir mit seinem Fluche; ich hatte die Unbesonnenheit, zu glauben, daß er sich eines Besseren bedenken würde; ich irrte mich, man wollte mich fortjagen, als mein Pathe mir zu Hülfe kam und mich in den Haag zu seinem Bruder dem Marquis von Chateauneuf schickte.

Hier, Frau Marquise, werden Sie beschämt sein, denn gerade von meiner ersten Liebe soll hier die Rede sein. Ich frage mich zuweilen, ob je eine andere ihr gleichen kann; und ich glaube es nicht. Ich werde nicht mehr in der Lage sein, worin ich war; ich werde nicht mehr das offene Herz haben, wie ich es damals hatte; man wird mich mehr täuschen, davon halte ich mich überzeugt, aber ich werde nicht so glücklich darüber sein; endlich werde ich nicht wieder zwanzig Jahre alt sein, und es ist ein Verlust, worüber man sich nicht trösten kann.

— Glauben Sie es? fragte die Marquise; was mich betrifft, ich möchte nicht zu dem Alter zurückkehren, wenn ich es so theuer bezahlen müßte, wie ich es schon einmal habe bezahlen müssen.

— Madame, das heißt auf Leibrenten anlegen, und Sie wissen, daß da die Zinsen doppelt sind.

Viertes Kapitel.

— Ich wurde also von meinem Pathen in den Haag geschickt, fuhr Voltaire fort; ich kam dort mit Absichten der Empörung und mit einer Neigung zur tiefen Traurigkeit an. Ich wollte Anfangs Niemanden sehen, ich wollte mich in die Familie meines Beschützers einschließen, und ich tröstete mich damit, zu lesen und Verse über diesen väterlichen Zorn zu machen, dem ich alle meine Leiden zuzuschreiben hatte.

Ich trieb mich oft in diesem außerordentlichen Lande Holland im Freien umher; als ich eines Abends, nachdem ich in einem Dorfe unwürdig behandelt worden, wo ich den Tag zugebracht hatte, nach Hause zurückkehrte, entfuhr mir dieser Ausruf:

„Adieu, Ihr Enten, Ihr Kanäle, Ihr Kanaillen!“

Ich richtete meine Schritte nach einer anderen Seite, wo ich eine verhältnißmäßig malerische Aussicht fand, setzte mich, gleich der Frau Marquise Du-Deffand, am Rande einer Quelle nieder und begann zu schreiben: es waren Gedanken, Verse, Prosa, Klagen, ich weiß nicht welche Rhapsodien, die mir den Zustand meiner Seele zeigten.

Während ich so dasaß, sprang plötzlich ein großer und sehr schöner Jagdhund auf mich zu und warf in seinem Ungestüm alle meine Papiere durcheinander. Ich konnte einen Ausruf der Ungeduld in gutem Französisch nicht unterdrücken; sogleich traf mein Ohr ein helles Lachen und ein freudiger Ausruf im vollkommenen Pariser Dialect mein Ohr. Ich wendete mich um, und stand vor drei jungen Mädchen, wovon die Eine bewunderungswürdig schön war. Die beiden Anderen waren es auch, aber neben ihr sah man sie nicht mehr an.

Ich stand ein wenig verlegen auf, sie fuhren fort zu lachen; die Schönste stand ein wenig zurück und lachte weniger, als die Anderen. — Ich stotterte Entschuldigungen, sie lachten noch stärker; als sie genug gelacht hatten, sagte die Aelteste noch lachend zu mir:

— Sie sind ein Franzose, nicht wahr, mein Herr? Es giebt in ganz Holland keinen Mynherr, der im Stande ist, so zu fluchen.

Dies war ein seltsamer Anfang, um meine Bekanntschaft zu beginnen, das werden Sie gestehen müssen.

Ich habe bemerkt, daß im Leben die seltsamen und selbst unmöglichen Dinge besser gelingen, als die anderen.

Ich fand meinen unter den Strahlen dieser königlichen Schönheit erloschenen Geist wieder und antwortete etwas nicht allzu Gewandtes, worauf das Fräulein nach meinem Namen fragte.

Ich hatte keinen Grund, ihn zu verbergen, und sagte ihn.

Ich war neunzehn Jahre alt, und dieser Name wurde nur vor den Augen meines Vaters schuldig gefunden.

— Herr Arouet, versetzte sie, wir danken Ihnen für Ihre Gefälligkeit, und wir müssen sie anerkennen, indem wir sie mit einer gleichen erwiedern. Wir sind die Töchter der Madame Dunoyer, der berühmten französischen Verbannten, und wie Sie wohl wissen können, nehmen wir keinen geringen Rang in der Gesellschaft ein.

Dies war eine kleine Stolze, eine würdige Tochter ihrer Mutter, die Andere war eine Freundin, und dieses so schöne Wesen, welches nichts sagte, war das zweite Fräulein Dunoyer; sie glich ihrer Famtlie nicht und verdiente ein besseres Schicksal. Sie wurde sehr roth bei dieser Rede ihrer Schwester und sagte zu mir:

— Verzeihen Sie uns, mein Herr, meine Schwester und meine Freundin wollen sich ohne Zweifel belustigen; sie haben nicht die Absicht, Sie zu stören, es ist ein Scherz, dessen Bedeutung sie nicht ganz fühlen. Sie wissen unseren Namen, wir sind mit dem Ihrigen bekannt und werden ihn nicht vergessen. Sie werden meine Mutter besuchen, mein Herr; sie würde uns nicht verzeihen, wenn wir es an dem fehlen ließen, was wir Ihnen schuldig sind, und Sie nicht einladen wollten.

— Ich besuche Niemand, mein Fräulein, durchaus Niemand, ich bin leidend, traurig —

— Unglücklich vielleicht! fiel das schöne Kind ein; ah! mein Herr, da kommen Sie zu uns.

Sie begleitete diese Worte mit dem rührendsten Lächeln und einem himmlischen Blicke, welcher machte, daß mir das Herz schlug.

— Ich werde kommen, mein Fräulein; ich werde kommen! rief ich. Wer sollte Ihrer Bitte widerstehen?

— Mein Herr, um nicht zu weinen, fuhr die ältere Schwester fort, lachen wir bei uns nur.

Ich hätte dieser gern Beleidigungen gesagt; sie bemerkte es, und begann mich auf alberne Weise zu bespötteln. Wäre ihre Schwester nicht dagewesen, so weiß ich nicht, wie ich sie behandelt hätte; anstatt dessen bat ich um die Erlaubniß, sie nach Hause begleiten zu dürfen. Man wies mich nicht zurück; wir traten zusammen in die Stadt ein, ich ging bis zu ihrem Hause, weigerte mich aber, ungeachtet ihrer Bitten, einzutreten, denn ich empfand das Bedürfniß, allein zu sein.

Das schöne Gesicht des Fräulein Dunoyer, ihre liebliche Stimme, ihr verschleierter Blick und ihre Traurigkeit waren die einzige Beschäftigung meines Geistes uud Herzens. Ich dachte Tag und Nacht an sie, indessen hatte ich der Einladung, die man an mich gerichtet, noch nicht Folge geleistet, als ich eines Morgens einen sehr verbindlichen Brief voll von Vorwürfen erhielt, von Madame Dunoyer selber geschrieben. Sie lud mich auf den folgenden Tag zur Mittagstafel ein.

Sie kennen ohne Zweifel diese große Intrigantin dem Namen nach, die, um von sich reden zu machen, tau-

send Mittel anwendete, und viele Jahre nur von Schmähschriften, Verleumdungen, literarischem Raritätenhandel und von allem Unrath lebte, welchen ein verderbtes Gehirn, vereint mit einem Herzen ohne Glauben und einem Gewissen ohne Grundsätze, hervorbringt.

Ich wußte das, aber ihre Tochter war nicht strafbar, ihre Tochter war schön, wie der Tag, rührend sanft, mit Reizen ausgestattet, und ich fühlte mich geneigt, sie doppelt zu lieben, um ihrer selbst und um ihres Unglücks willen. Ich blieb lange unentschlossen, endlich entschied ich mich und schrieb einen sehr ehrlichen Brief, um mich zu entschuldigen und die Erlaubniß anzunehmen.

Der Tag erschien mir unendlich lang, ich schlief in der Nacht nicht und kam am folgenden Tage eine Stunde früher, als es nöthig war. Man dankte mir für meinen Eifer. Madame Dunoyer war sehr verbindlich; sie kannte meine Familie und sprach viel davon; sie sprach auch von Herrn von Chateauneuf und von allen meinen Freunden aus Frankreich und nahm mein Interesse zu sehr in Anspruch, um mir Zeit zu lassen, sie zu prüfen.

Die Gesellschaft war zahlreich und gewählt, und bestand aus Fremden in großer Anzahl, aus flüchtigen Protestanten und Mißvergnügten. Man plauderte frei bei der Tafel, man spielte, man hielt Vorlesungen — um dies Alles kümmerte ich mich nur wenig. Ich verließ meine schöne Infantin nicht, ich plauderte halblaut mit ihr, als wenn wir allein gewesen wären, und suchte sie

für mich zu interessiren: ohne zu wagen, mit ihr von meiner Liebe zu reden, ließ ich es sie in meinen Augen lesen, und als ich sie verließ, geschah es, nachdem ich die Erlaubniß erhalten, sie am folgenden Tage wieder zu besuchen und alle Tage wieder zu kommen.

Ich blieb nicht ein einziges Mal aus; sie wurde die alleinige Beschäftigung meines Lebens, und was auch Frau von Parabère dazu sagen mag, konnte diese Liebe den berühmten Liebesverhältnissen, den heftigsten Leidenschaften die Waage halten. Sie liebte mich bald auch; die wahren Gefühle theilen sich fast immer mit.

Madame Dunoyer schien es nicht zu bemerken, ich vermuthe, daß sie gewinnsüchtige Beweggründe und Absichten auf das Vermögen meines Vaters hatte, denn wir verbargen einander nichts. Welche Maschinerie wollte sie in Bewegung setzen? Ich habe es nie erfahren, aber ich zweifle noch nicht daran. Wir durchkreuzten alle ihre Absichten, und entwarfen unsererseits Pläne, welchen sie aus demselben Grunde entgegenhandelte.

Das arme Kind war zum Sterben unglücklich; sie haßte die Handlungsweise ihrer Mutter, sie hatte es ihr laut gesagt und sich mehrmals geweigert, an unredlichen Plänen Theil zu nehmen, auch wurde sie von dieser Rabenmutter gehaßt. Sie wollte sie als Sclavin behandeln, sie zu ihrem Schlachtopfer machen, sie verhindern, das Joch abzuschütteln, in der Furcht, daß sie von ihren Intriguen sprechen und sie vereiteln möchte. Dieses Leben war ihr unerträglich geworden, sie suchte Mittel, sich davon frei

zu machen, als ich erschien, und zu gleicher Zeit ihr Vertrauter und ihr Geliebter wurde.

— Schon ihr Geliebter?

— Oh! mit allem Anstande, Madame. Wir wollten uns heirathen und hatten keine üblen Gedanken. Ich ging beständig in das Haus. Madame Dunoyer konnte sich nicht vorstellen, zu welchem Zwecke; sie sah, daß ich ihre Tochter liebte, sie errieth die Liebe dieser, ohne andere Wichtigkeit darauf zu legen, als mich nach ihren Einfällen zu lenken und mich zu bewegen, ihr in allen Dingen zu gehorchen.

Im äußersten Falle war der Sohn eines Notars in Paris, von anständigem Vermögen, keine üble Partie für eine Verbannte. Sie wußte, daß ich nicht ohne Geist war, ich hatte erst mein achtzehntes Jahr zurückgelegt, ich mußte leicht zu leiten sein, und auf alle Fälle, Schwiegersohn oder nicht, mußte ich ihr dienen.

So rechneten wir nicht, meine Schöne und ich. Wir wollten nicht unter dieser Zuchtruthe bleiben; sie fühlte sich zu unglücklich bei ihrer Mutter, um mich dieses Unglück theilen zu lassen. Unser jugendliches Alter nahm uns die Möglichkeit, uns ohne die Erlaubniß unserer Eltern zu verheirathen, die uns dieselbe würden verweigert haben; wir beschlossen also, dieselbe unnöthig zu machen, und bereiteten uns auf die Flucht vor. Eine Entführung war ein ziemlich verwegenes Unternehmen, und in einer Stadt wie der Haag, wo sich jeder kennt und wo

man sich beobachtet, wie in unsern kleinsten Nestern in der Provinz.

Ich leitete indessen die Sache, Alles war bereit und wir wollten abreisen; ich liebte Fräulein Dunoyer leidenschaftlich und beging den Fehler, am Abend vor unserer Befreiung meine Freude auf zu deutliche Weise an den Tag zu legen.

Fünftes Kapitel.

Wir waren in einem schönen Garten in der Nähe der Stadt, wo ich oft mit diesen Damen spazieren ging, und wir hatten einen bewunderungswürdig schönen Abend. Holland ist das Land der Blumen, und wir waren davon umduftet; es war köstlich, ich hätte den ganzen Abend Verse machen mögen, und sie kamen mir gleichsam schon völlig gereimt auf die Lippen. Madame Dunoyer fand etwas Ungewöhnliches an mir und sagte:

— Was haben Sie denn, Herr Arouet? Sie strahlen diesen Abend.

— Ich weiß nicht, Madame, ich bin glücklich, sehr glücklich. Diese schöne Nacht, diese Rosen, diese Jonquillen, diese Tulpen, die Gesellschaft, die mich umgibt — ich kann mich nicht ausdrücken — verzeihen Sie mir.

Die Mutter war eine feine Fliege. Sie sah ihre Tochter an und fand in ihren Zügen den Widerschein meiner Freude. Sie hatte einen Verdacht.

— Was haben Sie denn beide? fragte sie sich, wir wollen genau beobachten und sehen, was geschehen wird.

Sie ließ uns in der That nicht aus den Augen.

Wir beunruhigten uns nicht darüber und warfen einander Blicke, Worte und Versprechungen zu, wovon einige zu bedeutungsvoll waren, um nicht den Verdacht unseres Argus zu bestätigen.

Sie stand auf, um zu gehen, die Gesellschaft war zahlreich; jeder näherte sich, wem er wollte, man erräth leicht, wem ich die Hand reichte. Madame Dunoyer widersetzte sich dem nicht, sie hatte nicht einmal das Ansehen, als ob er darauf achtete, aber sie ging hinter uns her und behorchte uns.

— Welches Glück, mein Fräulein, sagte ich, indem ich nicht gehört zu werden glaubte.

Das junge Mädchen antwortete mit einem Seufzer.

— Morgen also. Sie werden vorbereitet sein, nicht wahr?

— Ja, sein Sie ruhig.

Diese furchtsam ausgesprochenen Worte gelangten mehr zu meinem Herzen, als zu meinem Ohr.

— Also wir treffen uns vor der Thür des Tempels, ich irre mich doch nicht? Die Chaise wird völlig bereit sein in der kleinen Straße, wir dürfen nur einsteigen und Ihr Leiden wird geendet sein, und wir werden einander nicht wieder verlassen.

— Aber Herr Arouet, ich bin Ihre Frau?

— Zweifeln Sie daran? Es hieße mich beleidigen, es hieße mich verkennen. Ja, Sie werden meine Frau sein vor den Menschen, wie Sie es schon vor Gott und vor meinem Gewissen sind.

Und wir verloren uns in liebliche Pläne, in Freuden ohne Ende für die Zukunft. Wir wollten nach England gehen, dieses Land mußte uns beiden gefallen. Meine Göttin sollte katholisch werden, nicht als ob ich sie dazu beredet hätte, noch als hätte sie eine feste Ueberzeugung gehabt; aber um nicht von der Religion ihrer Mutter zu sein, um sie weder in dieser noch in jener Welt zu sehen.

Sie begreifen den Eindruck, den diese schönen Reden auf unsere Horcherin machten. Die Verliebten sind unbesonnen, besonders in diesem Alter. In uns selber verloren, gaben wir uns nicht einmal die Mühe, den Kopf umzuwenden. Wir wußten nicht mehr, daß andere Wesen, als wir beide, auf der Welt wären. Wir sollten unsere Unbesonnenheit theuer bezahlen.

Madame Dunoyer gab nichts zu erkennen. Man kehrte zu ihr zurück, um zu Abend zu speisen. Sie war so unterhaltend, so angenehm wie gewöhnlich. Die Gesellschaft ging erst spät auseinander. Sie beehrte mich mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit und sprach lange Zeit mit mir. Sie befragte mich über meine Familie, über die Absichten meines Vaters mit mir und über die Wahrscheinlichkeit, mich wieder mit ihm auszusöhnen.

— Oh! Madame, antwortete ich, die Sache wird sich nicht so leicht ordnen lassen, mein Vater will einen Procurator aus mir machen; ich liebe dagegen nur die Poesie, für welche er eine tiefe Verachtnng zu empfinden behauptet. Ich werde nicht nachgeben, er auch nicht, und der Himmel weiß, was aus dem Allen werden wird.

— Was, Ihr Herr Vater wird nicht nachgeben, ist das gewiß?

— Wenigstens wird er sich so lange wie möglich halten, und wenn er sich besänftigt, so wird es nur nach vielen Bitten und unendlichen Schwierigkeiten geschehen.

— Verzeihen Sie mir diese Dreistigkeit; das Interesse, welches ich an Ihnen nehme, ist die einzige Entschuldigung dafür. Kann ich nichts für Sie thun? Ich habe mächtige Freunde, ohne daß es das Ansehen hat. Es würde mich glücklich machen, Ihnen beizustehen und mein Vaterland mit noch einem großen Dichter mehr auszustatten.

— Ach Madame, sollte ich ein großer Dichter werden? Ich weiß es nicht. Was ich zum Beispiel weiß, ist, daß ich ein schlechter Procurator werden würde.

— Sie haben wunderbare Anlagen znr Poesie; es ist unmöglich, daß es Ihnen nicht glücken sollte. In allen diesen Fällen rechnen Sie auf mich, ich werde Ihnen immer zu Diensten stehen.

Ich errieth nicht, woher diese Gefälligkeit kam, indessen war der Blick nicht gut; ich witterte einen Fallstrick, und es kam mir der Gedanke, das Fräulein zu benachrichtigen; ihre Mutter bewachte uns so gut, daß kein Mittel vorhanden war, zu ihr zu gelangen, und daß ich mich entfernen mußte, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben.

Als wir alle draußen waren, entfernten sich die Damen. Das Geräusch ließ allmälig im Hause nach,

meine Geliebte hatte sich eben zur Ruhe gelegt, sie hörte eine Thür aufgehen und erblickte ein Licht. Ihre Mutter trat mit zornigen Blicken herein, näherte sich dem Bette des armen Kindes und ging ohne Vorbereitung und ohne Zaudern gerade aufs Ziel los:

— Gieb mir den Schlüssel zu Deinem Koffer, sagte sie.

— Warum, Madame?

— Weil ich darin nachsuchen will und ich, wie ich glaube, ein Recht dazu habe.

— Es ist nichts in meinem Koffer, versichere ich Ihnen.

— Es ist das darin, was ich darin sehen will, und was ich gewiß darin finden werde, der Beweis von Deinen hübschen Plänen. Gib schnell.

— Welche Pläne, Madame? fuhr sie zitternd fort.

— Ich weiß Alles, sage ich Dir, rede darum nicht weiter; Dein Galan ist noch nicht so weit, wie er denkt, und ich will diesen Schreiberjungen lehren, minderjährige Fräulein von Stande zu entführen!

An den Druck gewöhnt, hätte Fräulein Dunoyer jeden anderen Umständen nachgegeben, aber es handelte sich um unsere Liebe, und sie widersetzte sich.

— Sie werden diese Schlüssel nicht erhalten, Madame, es ist ein Mißbrauch Ihrer Macht.

— Wirklich! ich habe nicht das Recht, ich, Deine Mutter, die Briefe Deines Liebhabers von Dir zu verlangen, besonders da Du daran denkst, Deinen Namen

zu entehren und morgen mit diesem elenden Dichter zu entfliehen? Wenn Du mir diese Schlüssel nicht gibst, werde ich die Schlösser erbrechen, und auf alle Fälle wirst Du nicht aus diesem Zimmer gehen, dafür stehe ich Dir.

Sie bemerkte auf einem Stuhle die Taschen ihrer Tochter. Eine ungeschickte Bewegung dieser, welche den Arm darnach ausstreckte, zeigte ihr, daß sich darin der Gegenstand des Streites befand, und sie ergriff lebhaft diese unglücklichen Taschen, die mein Geschick verändern sollten.

Ach! diese Schlüssel waren in der That da. Die Koffer wurden geöffnet, das Kind rang verzweiflungsvoll die Hände und stieß ein lautes Geschrei aus. Man war in dem Hause daran gewöhnt, und Niemand beunruhigte sich darüber. Die Mutter durchsuchte Alles, bemächtigte sich meiner umfangreichen Correspondenz, worin ausführlich unser Fluchtplan enthalten war, nach der gewöhnlichen Inconsequenz eines Verliebten von achtzehn Jahren.

Ich war also in den Händen dieser bösen Frau, die mich ernstlich beunruhigen und mich an den Galgen bringen konnte, denn strenge genommen war ihre Tochter minderjährig und der Mädchenraub klar bewiesen, denn ich hatte nichts verborgen. Sie brachte zwei Stunden damit zu, die Unglückliche von ihrer Macht zu überzeugen, so wie von dem, was geschehen werde; dann entfernte sie sich, nahm die Briefe mit und schloß ihr Opfer ein, welches von jetzt an mehr als je ihrer Macht anheim gefallen war.

Während dieser Zeit ließ ich mir nicht dergleichen träumen, betrachtete aus meinem Fenster, auf meine Ellenbogen gestützt, die schöne Nacht, bewunderte den Mond und gab mich einer poetischen und verliebten Begeisterung hin; ich träumte endlich mit meiner Phantasie und meinem Herzen. Ich legte mich nicht nieder, ich erwartete die Morgenröthe, aufrecht gehalten von einer Ungeduld, die Sie wohl begreifen können; dieser Tag sollte der schönste meines Lebens sein, meine liebliche Schäferin sollte mir gänzlich und auf immer gehören.

Ich machte die reizendsten Vorbereitungen; ich besorgte meine Toilette mit der größten Aufmerksamkeit, ich pflückte alle Blumen des Gartens, um ein Bouquet daraus zu bilden: sie liebte sie so sehr! Ich brachte meine hübschesten Kostbarkeiten, meine neuesten Kleider zusammen. Ich wollte nicht, daß ihr Blick auf diese kleinen Mantelsäcke falle, die zu unserer Flucht eingepackt waren, ohne darüber erfreut zu sein. Es war ein köstlicher Augenblick.

Dann ging ich, nach unserer Chaise zu sehen, mich noch der Pferde, der Postillone zu versichern. Ich fürchtete den geringsten Aufschub, das unbedeutendste Hinderniß; übrigens beschäftigte ich mich immer mit ihr. Die Zeit verging, noch eine Stunde, und ich sollte zu ihr kommen, und ich konnte sie wenigstens erwarten. Ich wanderte um ihr Haus herum. Alles war geschlossen, ihre Fenster, so wie die anderen: es verursachte mir eine entsetzliche Herzensqual und eine schlimme Ahnung. Indessen

wagte ich nicht, mich zu erkundigen, aus Furcht, etwas Uebles zu erfahren.

Ich kehrte noch zum letztenmal in meine Wohnung zuück, um an Herrn von Chateauneuf zu schreiben; ich glaubte gewiß nicht mehr zurückzukehren. Ich saß an meinem Tische, als ziemlich gebieterisch an meine Thür geklopft wurde.

Mein erster Gedanke war, nicht zu antworten, es war vielleicht ein Lästiger, der mich zurückhalten würde. Man verdoppelte das Klopfen, und ich mußte wohl öffnen; ich erkannte die Stimme meines Beschützers.

— Beeile Dich, mein Kind, sagte er zu mir; es handelt sich um eine wichtige Sache.

Gleich Allen, welche lieben, dachte ich nur an meine Liebe; ich sah sie bedroht, und beeilte mich, meinen dienstwilligen Freund einzuführen. Welche wichtige Sache konnte ich in der That außer den Plänen meines Herzens haben? Diesmal irrte ich mich nicht.

— Mein Kind, sagte Herr von Chateauneuf, Du hast einen großen Leichtsinn begangen, und Du setzest mich in eine beträchtliche Verlegenheit.

— Wie, mein Herr?

— Ist es möglich, daß ein Junge von Geist, wie Du, sich in eine so lächerliche Lage versetzen kann? Du liebst ein junges Mädchen, Du willst sie entführen, und Du begehst die Thorheit, ihr zu schreiben, um der Familie Waffen gegen Dich in die Hände zu geben!

— Was meinen Sie, mein Herr? fragte ich zitternd.

— Du weißt gut genug, was ich sagen will. Dein hübscher Plan ist fehlgeschlagen, die Mutter hat Alles entdeckt; sie hat diesen Morgen ihre Tochter auf's Land geführt, um Dir zu entgehen; und danke Gott, der Dich von einer hübschen Thorheit errettet.

Die Thränen traten mir in die Augen, ich hielt sie aus Scham zurück.

— Höre mich also an, und laß uns versuchen, Dich aus der Verlegenheit zu ziehen, denn Du bist in ein Wespennest gerathen. Ich bin genöthigt, Dir das anzudeuten, noch zu glücklich, diese Anordnung treffen zu können. Entweder mußt Du Holland verlassen, oder jedes Verhältniß mit dem Fräulein Dunoyer aufgeben. Schwöre, daß Du sie nicht wiedersehen willst, daß Du nicht suchen wirst, ihr zu schreiben, und daß Du sie endlich gänzlich vergessen willst.

Ich wurde roth, blaß und grün, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe und antwortete nicht.

— Denke daran, mein Freund, fuhr mein Mentor fort, ohne meine Dazwischenkunft würde man Dich wenigstens mit den Galeeren bedroht haben. Du bist in den Händen einer Intrigantin, einer Frau von böser Gesinnung, die Dich zu Grunde richten kann, wenn sie ihren Vortheil darin sieht, oder wenn Du sie dazu nöthigst, denke daran, wiederhole ich Dir.

Ich stotterte, ich weiß nicht recht, was ich sagte. Ich sah nur Eins; meine arme Freundin war wieder unter dieses schwere Joch gerathen. Ich schauderte bei dem

Gedanken an die schlechte Behandlung, der sie ausgesetzt war, ich dachte nicht an mich; die Drohungen erschreckten mich nicht. Ich hatte Alles hingegeben, selbst meine Freiheit, um ihr Ruhe zu verschaffen; Sie sehen also, Frau Marquise, daß ich glühend liebte.

Herr von Chateauneuf hielt mir auf solche Weise eine Strafpredigt von länger als einer Stunde. Ich hatte Zeit, mich zu fassen, und ich bedachte, daß das Wichtigste sei, den Ort nicht zu verlassen, daß ein Versprechen, während man mir mit den Galeeren drohte, nichts bedeute; ich versprach also, meine Freundin nicht wieder zu sehen, und erhielt die Erlaubniß, dazubleiben.

Aber welcher Schmerz, als ich allein war, als ich die Größe meines Verlustes übersehen konnte! Alles, was mich umgab, war mir verhaßt. Diese Vorbereitungen, die ich mit solcher Wonne gemacht hatte, diese Blumen, die noch so frisch waren, dieser angefangene Brief, dies Alles waren so viele Vorwürfe, selbst Gewissensbisse! Ohne mich, ohne meine unglückliche Liebe würde das arme Mädchen nicht in dieses Uebermaß des Kummers gerathen sein, jetzt würde man sie doppelt quälen, und ich konnte mich nicht darüber trösten.

Ich hatte die Erlaubniß erhalten, nicht zu erscheinen, ich nahm meinen Hut und eilte aufs Land, doch mied ich diese Orte, welche Zeugen von so vieler Freude, von so vielen gescheiterten Hoffnungen gewesen. Ich kam auch am Abend nicht nach Hause. Gott ist mein Zeuge, ich hatte nicht die Absicht, meine Freunde aufzusuchen, ich

wußte nicht, wohin man sie geführt hatte, es wäre von meiner Seite Thorheit und Unvernunft gewesen, daran zu denken, sie wiederzusehen.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch — ich hatte in einer Meierei geschlafen, wo mir auf mein ehrliches Gesicht Gastfreundschaft bewilligt wurde — am folgenden Morgen bei Tagesanbruch setzte ich nach einem leichten und frugalen Mahl meinen Weg fort.

Ich ging auf einem blühenden Pfade, mit Rasen und Gänseblümchen besetzt, weiter, und ein kleiner Bach, der ihm folgte, murmelte zu meiner Linken. Ich war allein, und hielt meine Thränen nicht zurück; mein Herz, von tausend verschiedenen Empfindungen erfüllt, liebte mit der Fülle meiner Unerfahrenheit und mit dem Uebermaß meiner Phantasie. Dies gleicht Mascarille's Erzählung, aber ich muß mittheilen, was ich empfand, und es lag ein wenig Begeisterung in meinen Eindrücken, wie ich es bei denen eines jungen Dichters immer der Fall ist.

Plötzlich machte mich eine Stimme erbeben; ich erhob den Kopf und erblickte auf der andern Seite des Baches eine hübsche Bäuerin, die am Ufer saß und Schafe hütete. Sie sprach mit ihrem Hunde, indem sie mich ansah, und sprach von mir, weshalb ich ihre Meinung verstand.

— Geh, mein lieber Fidel, geh zu diesem jungen Herrn, welcher weint. Frage ihn, was er bedarf; wenn wir nichts für ihn thun können, frage ihn, ob er bei uns ausruhen will. Er wird es Dir nicht abschlagen, Dir, mein guter Hund, mit Deinen schönen sprechenden Augen.

Die Bäuerin wendete diese Worte nicht an, wie Sie sich vorstellen können, aber dies war es, was sie sagte. Ich blieb stehen und sah sie auch an. Der Hund hatte schon den Fluß übersprungen und ging um mich herum, indem er tausend Liebkosungen gegen mich anwendete.

— Antworten Sie Fidel, mein junger Herr, fuhr das gute Mädchen fort, und schonen Sie uns beide nicht; ich kann einen Menschen nicht weinen sehen, ohne geneigt zu sein, ihn zu trösten.

Diese Anrede wurde in holländischer Sprache gehalten, welche ich verstand, ohne aber darauf antworten zu können. Ich rief meine Sprachlehre zu Hülfe und versuchte ihr begreiflich zu machen, daß ich ein Fremder sei, daß ich meine Geliebte beweine und daß ich nichts bedürfe, indem ich ihr für ihr Mitleid dankte. Sie hörte mich an, ohne sich über mich zu belustigen: im Gegentheil, als sie erfuhr, daß ich einen Liebesschmerz habe, bewog sie mich, über den Bach zu kommen und mich zu ihr zu setzen.

Ich ließ mich nicht lange bitten, Fidel folgte mir. Das gute Mädchen fragte mich, wendete die Aufmerksamkeit ihres Herzens an, um meine Antworten zu hören; und endlich, halb plaudernd, halb träumend, blieb ich bis zum Abend da.

Die Stunde kam, wo sie ihre Heerde nach Hause treiben mußte. Sie machte mir den Vorschlag ihr zu folgen, gab mir die Versicherung, daß man mich bei ihr gut aufnehmen würde, daß ich sogar ins Schloß gehen

könne, welches von Franzosen bewohnt werde, die bei der Aufhebung des Edicts von Nantes ausgewandert; man würde entzückt sein, einen Landsmann zu sehen.

Ich wußte nicht, wohin der Zufall mich geführt hatte; als ich dieses Haus nennen hörte, wurde es mir dunkel vor den Augen. Ich hatte diese Protestanten bei Madame Dunoyer getroffen, deren Freunde sie waren; sie ging oft dorthin und vielleicht hatte man meine Geliebte hieher geführt. Dieser Umstand legte mir die äußerste Klugheit auf. Ich nahm das Anerbieten an, doch ließ ich mich vorher bitten, dann setzte ich das Verhör fort; aber in einer andern Richtung.

Die Schäferin wußte nichts, wenn etwas zu wissen war, sie war seit dem vergangenen Abend nur sehr kurze Zeit zu Hause gewesen; ich versicherte mir indessen, daß sie mir helfen würde, und ich folgte ihr, indem ich versuchte, sie mehr und mehr für mich zu interessiren.

Wir kamen bei anbrechender Nacht an. Man war schon bereit, zu Abend zu essen. Sie stellte mich ihrem Vater, dem Pächter dieses Meierhofs, vor, er empfing mich gut, bat mich, Platz zu nehmen, und fragte nicht mehr.

Man ist mißtrauischer in Frankreich.

Sechstes Kapitel.

Ich hatte Hunger, ungeachtet meines Kummers; die Jugend verliert nicht ihre Rechte. Ich setzte mich mit den Landleuten an den Tisch. Meine Gegenwart genirte sie nicht; ich schien von bescheidenem Stande zu sein, ich war traurig und schweigsam. Nach einer Viertelstunde dachten sie nicht mehr daran, daß ich zugegen war. Sie begannen nach der beständigen Gewohnheit der Untergebenen von ihren Herren zu reden.

— Ja, sagte die Frau, dieses arme junge Fräulein ist sehr krank; unsere jungen Damen sind sehr besorgt für sie, und doch hört sie nicht auf zu weinen.

— Hast Du sie gesehen?

— Gewiß, ich habe sie gesehen, als man sie gestern Morgen hierher führte; sie ist sehr sanft und sehr hübsch.

Das Herz schlug in mir, ich begann keinen Zweifel mehr zu hegen: sie mußte es sein. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit.

— Ist ihre Mutter da?

— Nein, nur ihre Schwester und eine alte Erzieherin; ihre Mutter ist nach dem Haag zurückgekehrt, um den Liebhaber zu verfolgen. Sie würde besser thun, sie

zu verheirathen, denn früher oder später werden sie doch wieder zusammenkommen und sich doppelt strafbar machen, weil sie von Neuem ungehorsam sein müssen.

— Willst Du wohl schweigen und das nicht vor Deiner Tochter sagen!

— Mein Lieber, meine Tochter wird nie Widerspruch in ihrer Neigung erfahren, daher wird sie nicht daran denken, uns ungehorsam zu sein.

— Das arme junge Fräulein! fiel meine Freundin Groscheen ein, ich werde sie sogleich besuchen.

Ich hätte sie aus vollem Herzen umarmen mögen für diese Worte. Ich wartete ungeduldig bis zum Ende des Abendessens. Sobald man vom Tische aufgestanden war, führte ich Groscheen in den Garten und suchte ihr begreiflich zu machen, was vorging. Ihr verständiges Auge verschlang meine Worte.

— Es ist Ihre Geliebte! rief sie, die, welche Sie auf dem kleinen Wege beweinten, als ich Sie traf. Oh! ich werde zweimal so schnell zu ihr eilen, ich werde ihr sagen, daß Sie da sind und daß sie nicht verzweifeln soll, da Sie sie so sehr lieben.

Von diesem Augenblick an verstanden wir uns vortrefflich. Ich riß ein Blatt aus meiner Schreibtafel und schrieb einige Worte darauf, welche Groscheen zu besorgen übernahm, und von diesem Augenblick an faßte ich wieder Muth; ich hatte meine Geliebte auf so wunderbare Weise wiedergefunden, daß es mir unmöglich schien, sie jetzt noch wieder zu verlieren.

Der Brief wurde abgegeben und meine kluge Botin brachte mir die Antwort, die mir wie eine Gnade des Himmels vorkam. Sie würde Alles ertragen, da sie wisse, daß ich in ihrer Nähe und ihr ein Mittel zur Correspondenz geboten sei. Sie erwarte oft Briefe von mir und wolle mich von dem in Kenntniß setzen, was geschehen würde. Sie bat mich, in die Stadt zurückzukehren, um keinen Verdacht zu erregen, und gab mir die Versicherung, von jetzt an würde sie Muth haben, wenn wir unsere alten Pläne wieder aufnehmen wollten.

Ich gehorchte ihr in allen Punkten. Von unserer Vertrauten erfuhr ich, daß es noch einen Weg gebe, der mich sehr schnell zur Stadt führen würde, und ich beschloß, noch an dem Abend zurückzukehren, obgleich es schon beinahe zehn Uhr war; eine längere Abwesenheit würde zu Bemerkungen Veranlassung geben. Wir kamen überein, daß wir uns alle zwei Tage an einem verschiedenen Orte treffen wollten, um mir Nachricht von ihr zu geben — und Nachricht von mir zu erhalten, und daß meine schöne Freundin versuchen solle, mir so oft wie möglich zu schreiben.

Ich fand Herrn von Chateauneuf meinetwegen unruhig: man glaubte fast, daß ich mich in meiner Verzweiflung ertränkt habe. Wenn ich am folgenden Tage nicht erschienen wäre, würde es der Madame Dunoyer übel ergangen sein; meine Freunde waren wüthend.

Man sprach von nichts mehr, ich setzte meine gewohnte Lebensweise fort, und man hoffte, daß ich die Sache ver-

gessen würde. Es wurden mir viele Zerstreuungen vorgeschlagen; ich nahm sie an, wenn sie mich nicht verhinderten, mich zu meiner Schäferin zu begeben, die, wie ich Ihnen versichern kann, hübsch genug war, um die erste Rolle in meiner Liebesintrigue zu spielen.

Die Correspondenz dauerte fort; daß wir einander sehen sollten, daran war nicht zu denken; meine Infantin wurde zu strenge bewacht; sie konnte kaum wenige Worte mit Bleistift schreiben und unbemerkt meine Briefe lesen. Man bedurfte der Geduld, wir hatten sie; ich hatte weniger, als sie, obgleich sie mehr litt, als ich. Diese Leiden brachen mir das Herz, und sie verbarg sie mir noch.

Mein Vater schrieb mir, ich könne zurückkehren, er verlange nur, daß ich bei seinem Procurator erscheinen und mich beim Studium der Rechte anstrengen solle. Er wolle mich nicht verhindern, meinem poetischen Berufe zu folgen, wenn ich das Eine mit dem Andern vereinen könne; er würde mir sogar das mir von dem Fräulein von Lenclos vermachte Geld zustellen, um mir Bücher dafür zu kaufen, unter der Bedingung, daß ich zugleich welche für seine Profession und für die kaufe, welche ich gewählt. Es war also nur ein Zugeständniß zu machen. Ich wollte in Holland bleiben; ich schlug es aus.

Die Zeit verging, Madame Dunoyer entdeckte nichts. Sie hielt mich vielleicht für resignirt und untreu und ließ ihre Tochter wieder nach dem Haag zurückkehren. Unsere Correspondenz würde dadurch gelitten haben, wenn Groscheen uns nicht zu Hülfe gekommen wäre. Sie bat ihre

Herrin, sie mit sich in die Stadt zu nehmen. Diese schlug es ihr nicht ab, sie liebte dieses Kind, und sie gehörte zu denjenigen, welche den Ehrgeiz ermuthigen. Man säuberte, man kleidete sie, man brachte ihr einige Manieren bei und machte eine Soubrette aus ihr, nicht weniger rebellisch, als Lisette und Marton. Sie war mir näher, wir sahen uns öfter, und folglich wurden die Liebesbriefchen schneller besorgt. Es ging Alles sehr gut. Madame Dunoyer, die sich darauf verstand, fand ihre Tochter sehr ruhig und muthig, sie suchte den Grund und hatte keine Mühe, ihn zu entdecken.

Sie sollen urtheilen!

Diesmal wurde keine Gnade geübt. Meine Geliebte wurde genommen, fast ohne ihr Zeit zu lassen, sich anzukleiden, und zu einem protestantischen Geistlichen gebracht, als ein abschreckendes Beispiel für die ganze Menge. Man schloß sie ein, mit dem Verbote, irgend Jemand zu sehen, weder ihre Schwester noch ihre Mutter; diese fürchtete, glaube ich, sich auch verleiten zu lassen und aufzuhören, sich selber treu zu sein.

Gegen mich zeigte sich Herr von Chateauneuf strenge, er erinnerte mich an das Versprechen, welches ich ihm gegeben, und stellte mir vor, daß ich meine Ehre verletzt habe, indem ich es nicht gehalten.

— Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, entgegnete ich; aber Ihr Herr Bruder, mein Pathe, hat mir oft wiederholt, daß in der Liebe ein gegebenes Wort nicht gelte,

und als ich Ihnen dieses gab, hatte ich nicht die Absicht, es zu halten.

Er hatte mir nichts zu antworten, es war die Wahrheit. Er benachrichtigte mich indessen, ich müsse alle meine Unternehmungen einstellen, oder er würde sich nicht weiter um mich kümmern.

Ich antwortete mit vollem Herzen, ich danke ihm sehr, ich müsse in der That auf meine Unternehmungen verzichten, da Fräulein Dunoyer mir geraubt sei; aber ich könne nicht länger im Haag bleiben, ich würde vor Kummer sterben, da ich zugleich ihr so nahe und so fern sei, und ich wolle meinen Vater bitten, mich nach Amerika abreisen zu lassen, da er mir die Erlaubniß verweigere, in mein Vaterland zurückzukehren.

Mein Beschützer spottete meiner und gab mir die Versicherung, daß ich mich trösten würde, ohne so weit zu gehen; ich würde besser thun, nicht zu warten, um es zu beweisen. Es würde verlorne Zeit sein, und ich würde es später bereuen.

Ich habe es noch nicht bereut.

Ich gefiel mir im Gegentheil in meinem Bedauern und in meiner Melancholie; ich dachte viel nach, ich prüfte die Eindrücke meines Geistes und meines Herzens, und dieses Studium ist mir nicht unnütz gewesen. Ich wurde eines schönen Morgens durch einen unerwarteten Schlag erweckt.

Madame Dunoyer hatte einen seltsamen Racheplan angewendet. Sie brachte meine Briefe an ihre Tochter

zusammen, ordnete sie auf ihre Weise und ließ sie drucken. Es ist das erste meiner Werke, welches im Druck erschienen ist.

Die Folge davon war, daß ganz Europa diese Intrigue erfuhr, und daß ich als Verführer hingestellt wurde — ich, der schüchternste Liebhaber in der ganzen Welt.

Im Haag entstand fast eine Empörung gegen mich, man hätte mich gesteinigt in den Salons, wenn ich dort erschienen wäre.

Meine erste Bewegung war, mich zu vertheidigen und die Wahrheit in das rechte Licht zu stellen. Herr von Chateauneuf hielt mich davon ab. Er stellte mir vor, wenn ich den Scandal aufrühre, würde ich ihn nur noch auffallender machen, ich müsse nur diese Briefe verleugnen und für falsch erklären, ohne irgend Jemand zu beleidigen, indem ich meine Gegnerin aufforderte, die Originale aufzuzeigen.

Ich gab eine sehr gemessene Erklärung in der Gazette de Hollande ab. Ich richtete sie an den Redacteur, indem ich Madame Dunoyer nicht erwähnte und mich stellte, als gebe ich nicht einmal zu, daß sie sich darin habe mischen können. Der Brief beruhigte meine Gegner ein wenig, das heißt, meine Ankläger, denn Madame Dunoyer hätte nur eine völlige Unterwürfigkeit und demüthige Entschuldigung von meiner Seite beruhigen können. Mein Vater ließ mir sagen, ich könne wieder zu ihm kommen; ich ließ mich nicht bitten, aus einem Lande zu

gehen, wo ich so viel gelitten hatte, und wo ich keine Hoffnung mehr hegte.

Seitdem habe ich Fräulein Dunoyer nicht wiedergesehen, und ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist.

Dies war die erste Liebe Voltaire's; ich habe gedacht, daß es interessant sein würde, sie bekannt zu machen, da die Erzählung in der Welt nicht sehr verbreitet ist und man sich aus diesem Gesichtspunkte nicht mit ihm beschäftigt.

— Haben Sie noch andere Geliebten gehabt? fragte ihn Frau von Parabère, neugierig wie ein junges Kätzchen.

— Was das betrifft, Madame, deren habe ich mehrere gehabt. Zuerst die Henriade, dann den Oedipus, dann die Bastille, dann die Frau Marschallin von Villars, die ich angebetet und die meine Liebe niemals erwiedert hat. Ich habe eine neue Reise nach Holland gemacht mit der vortrefflichen Frau von Rupelmonde, die ich nicht anbetete und die mich liebte. Ich habe mich mit vielen Werken beschäftigt, ich habe tausend Pläne im Kopfe, und ich bin entschlossen, in diesem Jahrhundert noch etwas zu werden, und wäre es auch nur, um Madame Dunoyer zu bestrafen, weil sie mich nicht als Schwiegersohn angenommen.

Ich glaube in der That, die Dunoyer, wenn sie es erlebt hat, muß oft bereut haben, daß sie ihre Tochter einer so bedeutenden Partie entzogen hat.

Wir hatten also Voltaire angehört, und die Zeit wurde uns durchaus nicht lang. Wir waren im Begriff, uns zu trennen, als die Flügelthüren des Pavillon sich öffneten und einer von den Thürstehern: „Seine königliche Hoheit den Regenten" anmeldete.

Siebentes Kapitel.

Frau von Parabère stand mit einer raschen Bewegung auf, als hätte eine Schlange sie gestochen. Voltaire und d'Argental hielten sich zurück, verbeugten sich tief und waren sehr verlegen, dort gefunden zu werden. Ich blieb an meinem Platze stehen, denn ich glaubte nichts mit Allem, was vorgehen würde, zu thun zu haben. Der Regent bemerkte die Störung, die er verursachte.

— Ich störe Sie vielleicht? fragte er.

— Vielleicht, gnädigster Herr, versetzte Frau von Parabère, wenigstens erwartete man Sie nicht.

— Und Sie, Madame, fügte der Prinz hinzu, indem er sich zu mir wendete, störe ich Sie denn auch?

— Durchaus nicht, gnädigster Herr, wir hörten dem Herrn von Voltaire zu.

— Nun, kann ich ihm nicht auch zuhören?

— Herr von Voltaire war im Begriff, sich zu entfernen, Herr von Argental auch, und wir —

— Was liegt daran, ich halte sie nicht zurück, versetzte der Prinz mit dem liebenswürdigsten Lächeln des Verabschiedens.

Sie ließen es sich nicht zweimal sagen, und sich nochmals verneigend, gingen sie hinaus.

Frau von Parabère sah ihnen nach, so lange sie sie noch sehen konnte, dann wendete sie sich mit einer langsamen und graziösen Bewegung zu dem Prinzen und fragte ihn, was er zu einer solchen Stunde bei ihr wolle.

Dieser befand sich in leichter Verlegenheit und affectirte einen Scherz.

— Was ich hier will, Madame? Ich will hier, was ich seit mehreren Jahren hier gewollt habe — ich will mit Ihnen zu Abend speisen und plaudern, wenn Sie einwilligen.

— Wir haben bereits zu Abend gespeist, gnädigster Herr; man wird Ihnen serviren, wenn Sie es wünschen; was das Plaudern betrifft, so bin ich nicht im Zuge; aber Madame Du-Deffand wird meine Stelle einnehmen.

— Mein Gott! Marquise, welche Veränderung! Was! Sie haben schon zu Abend gespeist — so früh? Was, Sie weigern sich, zu plaudern, und noch dazu mit Philipp von Orleans?

— Mit Philipp von Orleans werde ich es noch weniger, als mit jedem Anderen, gnädigster Herr.

— Und warum?

— Wenn Eure Hoheit kein Gedächtniß haben, so erinnere ich mich doch.

— Groll! Ei, Marquise, dies ist nicht gut. Wir sind wenigstens alte Freunde, wenn nicht noch mehr.

— Das noch weniger, als irgend etwas, gnädigster Herr.

— Wirklich?

— Und Sie müssen wissen, die Freundschaft verbindet sich mit der Achtung. Ohne Achtung keine Freundschaft, und ich achte Sie nicht; also kann ich nicht Ihre Freundin sein.

Der Regent wurde roth und gerieth von Neuem in Verlegenheit.

— Man sagt dergleichen nicht vor Zeugen, Madame.

— Madame Du-Deffand war zugegen, als ich es Ihnen zuerst gesagt habe, gnädigster Herr, übrigens fürchte ich die Zeugen nicht, und ich werde es Ihnen vor der ganzen Erde sagen.

— Dann nehmen Sie an, Madame, daß ich nicht gekommen bin, und erlauben Sie, daß ich, ohne länger zu verweilen, in das Palais Royal zurückkehre.

— Nach Ihrem Gefallen, gnädigster Herr. Ich habe die Ehre, Eure königliche Hoheit zu begrüßen, und Sie hinaus zu geleiten, wie es meine Pflicht ist.

Der Prinz brach in ein lautes Lachen aus.

— Ei! das war gut gespielt! Sie sind köstlich in Ihrem Zorn, aber wir wollen uns nicht so trennen.

— Ich bitte Sie um Verzeihung, gnädigster Herr, wir werden uns trennen.

— Ist das Ihr fester Entschluß?

— Mein fester und unerschütterlicher.

— Adieu also, Madame.

— Adieu, gnädigster Herr.

— Ich soll allein gehen? Sie wollen mir nicht einmal auf einige Stunden aus Mitleid und Menschenliebe Gesellschaft leisten, ich bin traurig und in Verlegenheiten verwickelt und habe keinen Freund diesen Abend, um mich zu trösten.

— Sie haben hundert Freunde, gnädigster Herr, rufen Sie sie. Rufen Sie Ihre Geliebten, Frau von Sabran, Frau von Tencin, Frau von Phalaris und viele andere, deren Namen mir nicht einfallen, ich habe diese Litanei vergessen.

Ich hätte es wie Voltaire und d'Argental machen mögen, ich hatte den Einfall, es zu versuchen und zu verschwinden, ohne ein Wort zu sagen. Ich stand leise auf, da ich dachte, man achte nicht auf mich, und schlich zur Thür.

Aber Frau von Parabère wurde es gewahr und rief mich zurück.

— Wohin gehen Sie? sagte sie.

— Ich will nach Hause, antwortete ich ihr verlegen. Es scheint mir, als wäre es Zeit dazu.

— Noch einen Augenblick, ich bitte Sie.

— Da ich vertrieben werde, biete ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen an; zu dieser Stunde wird Sie Niemand sehen, und Sie werden mir einen wahren Dienst erweisen, wenn Sie mich nicht allein zurückkehren lassen.

— Sie wollen die Marquise mit in das Palais Royal nehmen?

— Warum nicht, wenn es ihr recht ist.

— Ich widersetze mich dem nicht.

— Ist es wirklich wahr?

— O! vollkommen wahr.

— Einen Augenblick, gnädigster Herr, fiel ich ein, wie es scheint, verfügt man ohne meine Erlaubniß über mich; es handelt sich nicht um die Zustimmung der Parabère, sondern um die meinige.

— Meine liebe Freundin, Sie sollten dorthin gehen, um sich zu unterrichten, aber Sie werden morgen nicht dorthin zurückkehren. Es ist ganz gut, den Herrn Regenten einmal zu sehen, dann bewahrt man eine hübsche Erinnerung von ihm.

— Sie machen die Honneurs meiner Person, Madame, lassen Sie Madame Du-Deffand sich selber unterrichten.

— Ich verhindere sie nicht daran; im Gegentheil wette ich nur, daß sie es nicht wollen wird. Sie ist eine Frau von Geist, gnädigster Herr.

— Bin ich denn ein Thor nach Ihrer Meinung, Madame?

— Das sage ich nicht; aber Sie sehen, daß sie nicht spricht.

— Das Schweigen ist also ein Beweis von Geist?

— Es gibt Personen, die ein sprechendes Schwei-

gen haben; und hüten Sie sich, die Marquise gehört zu dieser Zahl.

— Antworten Sie nicht, Madame? Sollten Sie unerbittlich sein, wie Frau von Parabère? Es würde nur Menschenliebe sein, mich zu vertheidigen.

— Gnädigster Herr, ich habe Veranlassung genug, mich selber zu vertheidigen.

— Nehmen Sie sich in Acht, meine Liebe, das heißt die Gefahr eingestehen.

— Gefahr! und wovon fürchten Sie Gefahr, Madame?

— Gnädigster Herr, anstatt dieser thörichten Frage hätten Sie diese Worte nicht aussprechen lassen sollen.

— Ei, Marquise, Sie spotten meiner und möchten mich mehr verwickeln, als es mir gefällt.

— Ei, meine Königin, scherzen wir nicht und hören Sie mich an. Sie sind allein, Sie sind frei, Sie kommen nach Paris, Sie haben einen einfältigen Gemahl, den wir weit fortgeschickt haben, um Sie und uns von ihm frei zu machen. Sie haben mehr Geist, als irgend eine von uns, benutzen Sie den Umstand, thun Sie, was keine von uns zu thun geneigt gewesen ist, gehen Sie mit diesem guten Prinzen, der sich diesen Abend langweilt, leisten Sie ihm zwei Stunden Gesellschaft, ohne ihn anders als einen Gast anzusehen, geben Sie ihm zu erkennen, wer Sie sind, und was eine Person von ihrem Verdienste zu bedeuten hat, die nichts von ihm verlangt und ihm nichts bewilligen will. Es wird eine Originalität

in Ihrem und seinem Leben sein; ich wünschte sehr an Ihrer Stelle zu sein. Ich würde nicht zaudern, dafür stehe ich Ihnen. Sie werden von Philipp von Orleans erhalten, was noch keine von ihm erhalten hat.

— Es ist wahr, versetzte einfach der Prinz.

— Fürchten Sie nichts. Sie kennen ihn nicht, er ist ein vollkommener Cavalier auf seine Art, er wird nur sein, was Sie wollen, er wird Ihnen kein Wort sagen, welches Sie nicht anhören können; ich kenne keinen respectvolleren Mann, wenn man ihm Respect einflößt.

— Madame, Sie thun mir zu viel Ehre an, jetzt schmeicheln Sie mir, nachdem Sie mir eben noch Beleidigungen gesagt.

— Ich bin phantastisch, und sage nicht zwei Minuten nach einander dasselbe, das wissen Sie wohl. Es scheint mir originell, Sie Beide diesen Abend einander gegenüberzustellen, ich bin neugierig morgen zu erfahren, was eine Unterredung zwischen Ihnen Beiden unter den Umständen, in welchen wir uns befinden, hervorgebracht hat. Wenn Sie geistreich sind, werden Sie darin übereinkommen, daß ich Recht habe, und Sie werden sich beeilen, sogleich zu gehen, um desto länger bei einander zu sein.

Ich konnte mir nicht den Grund erklären, weshalb Frau von Parabère mich fast wider meinen Willen zu diesem gefährlichen Zwiegespräch schicken wollte. Ich sah sie fest an, und es schien mir, als ob sie die Wahrheit rede und keinen Rückhalt habe; ihr Auge war frei. Die-

ses seltsame Geschöpf ist nie richtig beurtheilt worden; sie war weniger verderbt, als man vermuthete, die Laune war ihre Führerin oder vielmehr ihre Herrin. Sie hatte zuweilen Augenblicke bewundernswürdiger Vernunft, sie hatte Verstand und Tact; in der folgenden Minute brachte sie eine Reihe von Tollheiten zu Tage, so daß man sie für das Irrenhaus reif hätte erklären mögen.

Der Regent hörte sie fast ohne zu antworten an, er bestand nicht darauf, verlangte nichts von mir und nie in meinem Leben war ich verlegener. Ich hatte große Lust, nachzugeben, große Lust, in der Nähe und mit aller Gemächlichkeit diesen Prinzen zu sehen, von dem man so viel sprach, und andererseits hielt mich die Scham mächtig zurück.

Frau von Parabère errieth meine Gedanken, sie hatte einen Blitz ihres vermittelnden Tacts.

— Sie wollen mich nicht anhören, sagte sie; wir wollen also nicht mehr davon reden. Verweigern Sie diesem armen Prinzen doch nicht die Genugthuung, Sie haben das Ansehen einer Grisette von Pontneuf, und das Einzige, was die Lakaien denken werden, ist, daß er eine von meinen Mädchen entführt hat.

Der Regent fing an zu lachen; ich lachte auch ein wenig; dieses Lachen zog uns Beide aus der Verlegenheit.

Ich hatte mein Kostüm vergessen, und der Herzog von Orleans hatte so viel guten Geschmack, es nicht zu bemerken; ich erröthete bei diesem Gedanken. Aber zu gleicher Zeit eröffnete mir die Marquise einen Ausweg,

den ich zu benutzen beabsichtigte, so wenig man mir auch helfen möchte. Zuerst nahm ich den Vorschlag der Begleitung an; es war ein erster Schritt, aber keine Verbindlichkeit, es stand mir immer frei, nicht weiter zu gehen. Die große Thorheit! Die große Inconsequenz! Ich weiß es wohl, aber zu dieser Zeit kann sich Niemand einen Begriff machen, wie unser Gehirn unter der Regentschaft beschaffen war, und von den Lockungen, welche die ganze Atmosphäre erfüllten, und welchen selbst die Klügsten nicht widerstanden.

Achtes Kapitel.

Der Wagen des Herzogs von Orleans wartete; es war ein einfacher Wagen ohne Wappen, worin er gewöhnlich bei seinen verliebten Ausflügen fuhr. Er war allein darin; Dies begegnete ihm oft, denn er machte sich gern von seiner Umgebung frei. Ich hatte auch keine Begleitung, denn es war verabredet, daß Frau von Parabère mich nach Hause schicken sollte. In eine Kapuze eingehüllt, in meinem kurzen indianischen Rock und meinem Mäntelchen von schwarzem Taffet glich ich in der That viel mehr einem Kammermädchen, als einer Marquise.

Der Prinz reichte mir die Hand und ließ mich zuerst einsteigen. Ich war so verwirrt, daß ich die Befehle nicht hörte, die er gab. Wir waren nahe bei'm Palais-Royal und weit von meiner Wohnung; ich konnte leicht bemerken, wohin er mich führte, aber ich gestehe, ich dachte nicht daran.

Der Regent sagte kein Wort zu mir. Um das Schweigen zu brechen, welches ich behauptete, machte er einige Bemerkungen über das Wetter und die Wärme, worauf ich nicht antwortete.

— Wohin befehlen Sie, daß ich Sie führe, Madame? sagte er.

— Zu meiner Wohnung, antwortete ich mit bewegter und unentschlossener Stimme.

— Das ist sehr entschieden! Sie verweigern mir die geringe Herablassung, um die ich Sie gebeten habe?

— Mein Gott, gnädigster Herr, was liegt Ihnen daran? Ich bin eine Fremde für Sie, ich habe nicht die Ehre der genauen Bekanntschaft Eurer königlichen Hoheit, es ist das dritte Mal, daß wir uns treffen; ich bin nur eine Frau aus der Provinz; sehr unwissend und sehr unbekannt mit den Gewohnheiten des Hofes, so daß ich Sie langweilen würde.

— Meinen Sie das, Madame?

— Gewiß, gnädigster Herr, meine ich das.

— Sie wissen nicht, welche Langeweile ich empfinde, ich sehe es wohl, oder vielmehr, es ist nicht Langeweile, sondern Traurigkeit.

— Sie traurig, gnädigster Herr?

— Ja, Madame, ich bin traurig, tief traurig in der Mitte der Orgien, der Vergnügungen, der leichten Liebesverhältnisse; ich bin traurig, ohne Freunde, ohne Vertrauen um mich her. Ich habe Augenblicke schrecklicher Entmuthigung, und dies ist einer der stärksten, den ich seit langer Zeit erfahren habe. Ich weiß nicht, warum ich Sie damit plage; verzeihen Sie mir und gestatten Sie mir, meinem Lakai Ihre Adresse mitzutheilen.

Ich hatte große Lust zu diesen tête-à-tête und zu

diesen vertraulichen Mittheilungen, aber ich wollte dazu gezwungen sein, und die Leichtigkeit, womit er darauf verzichtete, verletzte meine Eigenliebe, indem sie mir zeigte, wie wenig ihm daran gelegen war. Ich fühlte mich sehr verlegen.

— Gnädigster Herr, sagte ich furchtsam.

— Madame —

— Ich bin wahrhaft betrübt über den Kummer Eurer Königlichen Hoheit, ich möchte —

— Mich trösten! aber Sie fühlen nicht den Muth dazu. Ich kenne diese Worte, ich habe sie schon oft genug gehört! Meine Geliebten und meine Königinnen verlassen mich, wenn ich in meiner schwarzen Laune bin, bis auf meine Tochter, die sie mir vorwirft. Wenn man am Hofe die Leute nicht amüsirt oder wenn man ihnen nichts giebt, ist man zu nichts weiter gut, als in einen Winkel zu gehen und seiner Traurigkeit nachzuhängen.

Ich wurde von diesen Klagen gerührt; man muß bedenken, daß ich zwanzig Jahr alt war, ein noch völlig ländliches Herz hatte und daß die Jugend ihre Rechte nicht verleugnet. Ich war in einer herrlichen Begeisterung.

— Ich, gnädigster Herr, werde Sie nicht verlassen, ich folge Ihnen.

— Im Ernst?

— In vollem Ernst. Ich würde mir Vorwürfe machen, Sie in dem Zustande zu lassen, worin Sie sich befinden.

— Sie haben Recht. Ich würde allein bleiben, denn Dubois selber würde in dem Zustande, worin ich

bin, nicht allein arbeiten wollen. Er nennt dies meine Tage der Verfinsterung und behauptet, daß ich nichts verstehe.

Er stand auf, rief seinen Leuten durch den Wagenschlag etwas zu und mein Loos war entschieden.

Indessen fuhren wir noch immer weiter und mußten nach meiner Berechnung angekommen sein. Ich machte gegen den Prinzen eine Bemerkung darüber.

— Wir gehen nicht in das Palais-Royal, versetzte er.

— Und wohin denn, gnädigster Herr?

— Zu einer kleinen Wohnung, die ich neben der Abtei Longchamsts besitze, wohin ich mich zuweilen flüchte und die nur Wenige kennen. Ihre Handlung der Menschenliebe darf Ihnen nicht schaden und man muß Sie im Palais-Royal nicht sehen. Es ist ein übel berüchtigter Ort, wo eine Person wie Sie nicht dem Gelächter und den Bemerkungen der Müßigen und Boshaften ausgesetzt sein darf.

Ich dankte Seiner Hoheit, wie es meine Pflicht war. Es war von seiner Seite ein Zeichen der Achtung und ich verdiente es trotz meiner Unbesonnenheit. Was waren Unbesonnenheiten zu jener Zeit! Man hätte heilig gesprochen werden können, wenn man nichts Schwereres auf dem Gewissen gehabt hätte.

Von diesem Augenblick an wurde die Unterredung vertraut und ohne Anmaßung fortgeführt. Der Prinz befragte mich über meine Familie, über meine Pläne, über

meine Wünsche, über Herrn Du-Deffand und seine Fähigkeiten. Ich antwortete ihm nicht wie dem Regenten von Frankreich, sondern wie einem Freunde, und er benahm sich auf eine Weise gegen mich, wogegen die strengste Tugend nichts hätte einwenden können. Ich machte eine unwillkürliche Anspielung auf den schmeichelhaften Respect, den er mir bezeigte.

— Sie haben weder den verstorbenen König, noch Monsieur, meinen Vater, gekannt, sonst würden Sie sich weniger über mein Benehmen wundern. Nie bezeigten Männer den Frauen einen tieferen Respect und eine vollkommenere Rücksicht. Ludwig der Vierzehnte grüßte selbst die Gärtnerinnen im Parke zu Marseilles, und zwar vor dem ganzen Hofe, welchen er nöthigte, auch dasselbe zu thun. Man hat mich von meiner Kindheit an belehrt, daß die erste Eigenschaft eines Cavaliers gerade dieser Respect und diese Rücksicht gegen Ihr Geschlecht sei. So viel ich weiß, ist keine Dame von Stande anders von mir behandelt worden, als ich es heute thue, es sei denn, daß sie mir die Erlaubniß dazu gegeben.

Diese Erklärung verbannte jeden Verdacht und jede Befürchtung; ich fühlte mich vollkommen unbefangen und bezaubert von der Wahl, die ich trotz der Stimme der Klugheit getroffen. Der Prinz erschien mir als ein Tugendheld, den man entsetzlich verleumdet.

Die Zeit verging schnell auf dem Wege und wir kamen an. Man hielt vor dem Gitterthor eines Gartens an, wo geklingelt wurde. Der Wagen fuhr ein; ein

Mann und eine Frau traten vor den Wagenschlag und grüßten sehr unterwürfig.

— Ist hier etwas zu essen? fragte der Regent in herablassendem Tone.

— Ein Abendessen ist völlig bereit, gnädigster Herr; wir sind nie unvorbereitet.

Wir stiegen aus; ich behielt meine Kapuze auf, der Wagen und die Leute verschwanden unter einem Gewölbe. Es blieben nur der Mann und die Frau zurück, von welchen ich gesprochen habe. Der Herzog von Orleans reichte mir die Hand.

— Kommen Sie, Madame, und verzeihen Sie die Art, wie Sie empfangen werden, man erwartete uns nicht.

— Wir warten immer, gnädigster Herr, entgegnete der Castellan ein wenig pikirt.

— Dann ist es nicht nöthig, um Nachsicht zu bitten, es ist weder im Palais-Royal, noch bei den reichsten Traiteurs ein Koch, der so geschickt ist, wie Du, meine gute Nanette.

— Und nicht alle Welt ißt aus meiner Küche, gnädigster Herr; Sie führen nicht Ihre Puppen und schamlosen Frauenzimmer hierher, Sie wissen wohl, daß ich dergleichen nicht will, obgleich Sie diesen Abend —

Ein Blick auf mein phantastisches Kostüm und meine Zwickelstrümpfe vollendete den Satz.

— Niemals, Nanette, hast Du eine größere und ehrenvollere Dame bedient; sei darum ruhig.

— Vortrefflich! Uebrigens sah ich es wohl.

Diese Nanette war die Milchschwester des Prinzen, welcher er dieses kleine reizende Haus nebst guten Renten gegeben, unter der Verpflichtung, ihn immer zu empfangen, wenn er kommen würde. Nanette sprach so offen mit ihm, wie der alte Kammerdiener im Palais-Royal. Sie hatte das Amt mit der Klausel übernommen und noch eine nach ihrer Art hinzugefügt. Sie wollte durchaus nichts von Puppen und schamlosen Frauenzimmern wissen, nichts von Orgien und Gelagen, nur ein stilles Abendessen sollte hier stattfinden, wobei niemals mehr als zwei oder drei Personen zugegen sein sollten; auch nahm sie sich heraus, dieselben wählen zu wollen.

Die Diener und der ganze Troß aus dem Palais-Royal, wie Nanette sich ausdrückte, waren aus diesem Hause verbannt. Man schickte sie zu einer ausdrücklich zu diesem Zwecke errichteten Bedientenherberge. Nanette und ihr Mann servirten allein bei der Tafel.

Sie liebte den Prinzen mit sehr lebhafter, aufrichtiger und uneigennütziger Zärtlichkeit. Sie verbarg ihm nichts, und wenn er die Wahrheit hinsichtlich der öffentlichen Meinung oder über einen Act seiner Regierung wissen wollte, wendete er sich an sie.

Als eine streng rechtschaffene Frau hielt sie ihm Strafpredigten über seine Sitten und besonders über die Aufführung der Herzogin von Berry, worüber sie nicht schweigen konnte.

— Wenn ich eine Tochter von der Art hätte, sagte sie, so würde ich sie einsperren lassen, und wäre sie zehn-

mal Prinzessin; sie verdient es noch um so mehr, denn sie ist ihrem Hofe ein gutes Beispiel schuldig.

Der Regent ließ den Kopf sinken, ohne zu antworten, so sehr fühlte er die Richtigkeit ihrer Vorstellungen.

Nanette tadelte selbst Madame, denn sie sagte, sie hätte Ordnung in ihre Familie bringen müssen.

— Ach! wenn meine Mutter noch lebte, glauben Sie, Madame, daß sie dies Alles geduldet und Philipp nicht gehörig den Kopf zurecht gesetzt hätte? Man kann ihm wohl einige Geliebten nachsehen, weil er eine Frau hat, die einem Kanapé gleicht und die nur der Kissen bedarf, um sich auszustrecken und einzuschlafen; übrigens ohne Herabsetzung des verstorbenen Königs, unseres Herrn, zu sprechen, war sie vielleicht wohl gebildet, um seine Tochter zu sein, das will ich nicht sagen, aber seine Mutter, o nein! Und wenn ich Monsieur gewesen wäre, wenn ich Sie, wenn ich Philipp gewesen wäre, hätte ich mir nimmermehr diese Beleidigung gefallen lassen. Wenn er sie ein wenig täuscht, thut er nicht unrecht. Nur nichts von diesen Wüstlingen und schamlosen Weibern. Kann er sich denn nicht anders amüsiren?

Frau von Parabère, Frau von Sabran, keine von den eigentlichen Geliebten des Prinzen, noch die Herzogin von Berry hattten einen Fuß in dieses Retiro, so hieß dieses Haus, gesetzt. Der Prinz kam am häufigsten mit ernsten Männern hieher, zuweilen führte er seltene Ausnahmen hieher, die er auszeichnen wollte. Niemals verletzte er das Versprechen, welches er Nanette gegeben hatte.

Der Cardinal Dubois ganz besonders war davon ausgeschlossen. Er war der besondere Gegenstand des Hasses der guten Frau; sie beschuldigte ihn, den Prinzen zu Grunde gerichtet und ihm die Thüre vor der Nase geschlossen zu haben.

Ich wurde durch mehrere Zimmer von hoher Eleganz, wenn auch von großer Einfachheit, in einen köstlichen Speisesaal geführt, der mit duftenden Blumen und reizenden Vögeln angefüllt war, die, von dem hellen Lichte getäuscht, wie am hellen Tage sangen.

Es war mir zum Ersticken, und ich warf Kapuze und Mantel ab. Nanette erwartete diesen Augenblick, um mich anzusehen. Ein Ausdruck der Tranrigkeit verbreitete sich über ihr Gesicht.

— Ach! sagte sie, Sie sind sehr jung, mein liebes Kind. Es ist Zeit, auf dem Wege anzuhalten — gehen Sie nicht weiter.

Der Herzog von Orleans fing an zu lachen, doch war es vielleicht ein etwas erzwungenes Lachen.

— Es ist nicht so, wie Du denkst, Nanette. Madame ist eine Freundin, nicht mehr.

— Um so mehr Ursache, auf dem Wege anzuhalten. Als wenn ich nicht wüßte, wohin solche Freundschaften führen? Sehen Sie, wohin Sie gekommen sind, Philipp, da Ihre wahren Freunde Sie im Verborgenen besuchen müssen, indem Sie sich der üblen Nachrede aussetzen, um sich anderswo nicht noch mehr derselben auszusetzen. Ich wette, daß diese wackere Dame nicht in's Palai-Royal geht?

Ich antwortete nicht, ich wollte es dem Regenten überlassen, nach seinem eigenen Gefallen zu antworten. Nach zwei oder drei ziemlich zweideutigen Aussprüchen entließ er Nanette und befahl ihr, das Abendessen aufzutragen.

Als wir allein waren, entschuldigte er von Neuem gegen mich die Freiheiten dieser guten Frau und die Art, wie sie auch mit mir spreche.

— Aber was wollen Sie sagen? Es ist eine alte Freundin, und die Freunde sind so selten in unserer Lage, daß wir nicht recht wissen, wie wir sie bewahren sollen.

Ich war weit entfernt, irgend etwas übel zu nehmen, und ich hätte diesem guten Prinzen, für den ich mich jeden Augenblick mehr interessirte, viel Freunde wie diese gewünscht.

Neuntes Kapitel.

Das Abendessen wurde wie durch einen Zauber servirt, und es war eine von jenen bewundernswürdigen Mahlzeiten, die unter dem Zauberstabe einer Fee hervorgegangen zu sein scheinen. Es war nicht der Luxus und die Pracht eines Palastes, es war mehr. Da war Krystall und Porzellan ohne Gleichen, wovon die Formen zerbrochen und den Künstlern verboten war, Copien abzugeben. Da war keine Vergoldung und das Silbergeschirr einfach, aber von wunderbar gutem Geschmack.

Die Gerichte waren nicht zahlreich, man servirte deren nur vier. Ich berührte die Speisen nur mit den Lippen, denn ich hatte keinen Hunger. Der Regent aß mit ziemlich gutem Appetit und seine Beschäftigung war sichtbar. Nanette verfehlte nicht, es ihm zu sagen.

— Es fehlt Ihnen etwas, Philipp, Sie leiden.

— Nanette, entgegnete er lächelnd, ich habe meine Launen und meine Stunden der Traurigkeit.

— Ah! ich weiß es. Ei! Madame ist eine wahre Freundin, da Sie sie an einem solchen Tage hierher führen.

Sie plauderte während der ganzen Mahlzeit mit

uns. Als Alles zu Ende war und man das Obst aufgestellt, zog sich Nanette zurück und wir blieben allein.

— Nun, sagte der Prinz ein wenig gestärkt durch die guten Speisen und den vortrefflichen Wein, den er getrunken hatte, Sie sehen, Madame, ein Abendessen mit diesem so unternehmenden und so ausschweifenden Regenten ist nicht gerade schrecklich. Sie werden hinausgehen, wie Sie gekommen sind, und ohne ein einziges Wort oder Geberde, die Sie hätten beleidigen können.

— Das ist wahr, gnädigster Herr.

— Lassen Sie die Zeit kommen, Madame, und Sie werden sehen, ob meine Vorhersagung nicht erfüllt werden wird. Ich habe Sie beobachtet, ich habe Sie angehört, und ich verstehe mich auf die Menschen. Unsere Gattung hat kein Geheimniß für mich; wenn man mich täuscht, so geschieht es, wenn ich getäuscht sein will, das heißt, ich lasse mich aus Trägheit und Langeweile täuschen.

— Wie haben Sie Zeit, sich zu langweilen, gnädigster Herr?

— Es ist, als wenn Sie einen Kranken fragten: Wie haben Sie Zeit, zu leiden?

— Indessen —

— Indessen habe ich alle Beschäftigungen der Königswürde, alle Vergnügungen, die ich wünsche, nicht wahr?

— Ohne Zweifel.

— Nun, Madame, ich nehme die Vergnügungen, um die Beschäftigungen der Königswürde zu vergessen, und

die Beschäftigungen der Königswürde, um mich von den Vergnügungen zu erholen: Dies Alles tödtet mich.

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und verweilte so einige Secunden.

— Ja, ich würde von ganzem Herzen Alles darum geben, was ich besitze, um mit meinen Kindern, als Kinder, wie ich sie wünsche, mit einer geliebten Frau und einigen Freunden auf einem abgelegenen Landsitze fern vom Geräusch und Glanz zu wohnen. Ich wollte redlich und ruhig in meiner Familie, in Frieden mit Gott, mit meinem Pfarrer und meinen Nachbarn leben, ohne zu wissen, daß es auf der Welt Könige und Minister, Ehrgeiz und ehrgeizige Menschen, Streit und Kriege giebt. Das ist das wahre Paradies, wovon ich träume, und welches ich verurtheilt bin niemals kennen zu lernen.

— Man ahnt dies nicht, gnädigster Herr.

— Nein, man ahnt dies nicht, Niemand weiß, was ich bin, nicht einmal die, welche mir am nächsten stehen, denn sie würden meiner spotten, wenn sie errathen könnten, was ich denke. Ein Einziger hat das Bewußtsein davon im tiefsten Herzen, und er verachtet mich wegen dessen, was er Niedrigkeit des Geistes nennt, das ist Dubois. Darum weiß er mich so gut zu führen und Alles bei mir zu benutzen.

Ich hörte diesen armen Prinzen an und beklagte ihn sehr. Er hatte etwas vollkommen Gutes und wirklich Anziehendes an sich, obgleich er keineswegs schön war. Seine Klagen rührten mich und ich versuchte sie zu mil-

dern; er hörte mich an, indem er mit zweifelhafter Miene den Kopf schüttelte.

— Es ist noch nicht Alles. Ich würde vielleicht ein Mittel für meine Langeweile finden können, wenn ich mich ernstlich mit den Geschäften befaßte, wenn ich nicht zu gleicher Zeit an meinen Ruhm und an den meines Vaterlandes denke; aber ich bedarf der Freunde, Madame, ich bedarf der aufrichtigen Zuneigung, ich habe das Bedürfniß eines Herzens, welches mir wahrhaft angehört, und es sind nicht meine Theilnehmer des Vergnügens, es sind nicht meine falschen Geliebten, die meine Thränen trocknen werden, da ich sie nicht mehr verhindern kann, zu fließen.

Wenn die gute Aissé an meiner Stelle gewesen wäre und nicht ihren Chevalier geliebt hätte, würde sie eine mitleidige Neigung für diesen armen Regenten gefaßt haben, welcher mehrmals nach einander in erschüttertem Tone wiederholte:

— Niemand liebt mich! Niemand liebt mich!

Ich war freilich geneigt, von diesem unerwarteten Unglück ein wenig gerührt zu werden und zu versuchen, es in Freude zu verwandeln; aber ein tiefes Gefühl ist niemals meine Sache gewesen. Fortgerissen von der Empfindsamkeit meines Alters, wo die Nerven so leicht erschüttert werden, faßte ich Mitleid und konnte nicht umhin, es zu zeigen. Der Regent war kein Mann, der meine Eindrücke verkennen konnte. Er täuschte sich darin, wie ich mich selber täuschte, und einige Stunden lang glaubte er das Ge-

genmittel gegen seinen Schmerz gefunden zu haben, so wie ich sehr aufrichtig glaubte, aus meiner Erinnerung die Hindernisse meiner Vergangenheit und die Chimären meiner Zukunft verbannt zu haben.

Ich muß gestehen, ich war sehr glücklich darüber, und der Prinz war es noch mehr, als ich. Er fühlte lebhafter und suchte seit langer Zeit jene Gottheit seines Lebens, um sie zu verehren.

Ich werde Ihnen nicht erzählen, was vorging und was wir in diesen Augenblicken der Täuschung zu einander sagten. Er wurde, um mir zu gefallen, ein Held, der Unsterblichkeit würdig, er verbesserte Alles, er befreite uns von den Mißbräuchen, er verbannte seine bösen Rathgeber und bildete eine wunderbare Rathsversammlung. Ich hörte ihm zu, ich billigte seine Gedanken, ich vervollständigte sie noch. Der Tag drang schon lange durch die Falten der Vorhänge und verdunkelte den Glanz der Lampen, doch dachten wir nicht daran. Nanette kam, um uns daran zu erinnern.

— Sie müssen abfahren, gnädigster Herr, sagte sie; dies ist der Augenblick Ihres Schlummers, und Ihre Leute müssen kommen, Sie in Ihrem Bette zu wecken.

— Ach! es ist wahr, Nanette, Du weißt nicht, von was Du uns entreißest.

— Gnädigster Herr, ich denke an Ihre Gesundheit. Madame kann den ganzen Tag schlafen, wenn es ihr gut dünkt; aber Sie! Es muß Alles bei Ihrer Gewohnheit bleiben, und ich will nicht, daß man Sie vollends tödte,

mein armer Philipp; ich will wenigstens nicht dazu helfen.

Was mich betrifft, ich war in diesem Augenblicke ganz bestürzt; er schien mir aus einem Traume zu kommen, und ich dachte daran, welche Folge derselbe haben werde, als der Herzog von Orleans meine Hand faßte und mich, als Nanette sich entfernt hatte, in leidenschaftlichem Tone fragte:

— Wohin soll man Sie führen, mein Engel?

Was sollte ich antworten? Wohin sollte ich gehen? Es schien mir, als dürfe ich das Haus meines Gatten und meiner Cousine nach dieser unsinnigen Nacht nicht mehr betreten. Larnages Gespenst erhob sich vor mir und warf mir nach einander die Gelübde hin, die an dem Morgen in einem bezauberten Walde ausgesprochen worden. Ich hatte einen Augenblick der Unbesonnenheit und Thorheit, ich glaubte, daß ich den Kopf verlieren würde, und ich fand kein Wort zu antworten, denn dieses Wort wäre vielleicht eine Härte gewesen.

— Ich frage Sie, schöne Marquise, schöner tröstender Engel, wo Sie von jetzt an wohnen wollen? begann er wieder.

— Bei mir, gnädigster Herr, bei mir.

— Bei Ihnen freilich; doch wo wird dieses bei Ihnen sein? Wählen Sie, Frankreich ist groß und steht ganz zu Ihrer Verfügung.

Ich fühlte mich verletzt und zog meine Hand zurück, die er noch in der seinigen hielt.

— Sie nehmen es mir übel; Sie verstehen mich nicht. Da Sie es von jetzt an sind, die mein Leben erhält, da Sie es sind, die mich groß, stark und unverletzlich macht für alle Laster wie für jedes Unglück, so dürfen Sie mich nicht verlassen. Ich muß Sie jeden Augenblick sehen, ich muß Sie um Rath fragen, ich muß bei Ihnen den Muth finden, dessen ich bedarf, und wenn Sie sich entfernen, so ist der Teufel sehr boshaft und mächtig; die Gewohnheit ist alt, und sie wird im Geleite des Schmerzes und der Schmach zurückkehren.

— Indessen, gnädigster Herr, kann ich nicht —

Und er hatte, gleich mir, mit dem Tage seinen Traum entfliehen sehen, und er verstand mich.

— Ah! Sie bereuen! ah! Sie lieben mich nicht! rief er in erschüttertem Tone. Ich hätte es wissen, ich hätte mich nicht auf ihr jugendliches Alter und auf ihr leichtes Herz verlassen sollen; ich bin zu unglücklich, und bestimmt, es immer zu sein.

Ich war wieder zu mir gekommen; es schien mir grausam, ihn noch zu täuschen; indessen versuchte ich es. Ich fand einige sanfte Worte, einige gerührte Blicke wieder. Er machte es wie ich, er versuchte daran zu glauben; wir bemerkten Beide vollkommen, daß unsere Worte und Blicke falsch waren, aber wir hüteten uns, es zu gestehen, das wäre zu schmerzlich gewesen.

— Lassen Sie mich, um dieses Abenteuer zu schließen, zur Frau von Parabère fahren, sagte ich. Ich will mich nicht vor ihr verbergen und werde dort ein Mittel finden,

in meine Wohnung zu gelangen, ohne den Argwohn zu erregen, daß ich anderswo gewesen, als bei ihr.

Der Prinz machte keine Bemerkung. Diese Bitte zeigte ihm meine bestimmten Ansichten. Indem ich meinen Fehler verbarg, sollte derselbe doch nicht wiederholt, oder wenigstens nicht regelmäßig wiederholt werden. Unsere herrlichen Pläne scheiterten an meinem Entschlusse. Jetzt, da er sich nicht mehr langweilte, war es ihm vielleicht nicht leid und vielleicht fand er die Rolle Karl VII. bei Agnes Sorel schwer auszuführen.

Nanette ließ die Leute zurückkommen, und ich fuhr, noch immer in meine Kapuze gehüllt, in dem Wagen ab, der mich dorthin gebracht hatte. Der Regent sah mir aus dem Fenster nach, es war sein letzter guter Gedanke, der mit mir sich entfernte.

Ein anderer Wagen führte ihn weg und er setzte sein gewohntes Leben fort. Vielleicht kommt ihm die Erinnerung an diese Nacht mit Gewissensbissen zurück. Am folgenden Tage schickte er mir durch Nanettens Mann sein Portrait, nicht wie er damals war, sondern im Alter von sechszehn Jahren, in dem Alter aller Verheißungen seiner Schönheit, seines Geistes und seines Herzens. Ich war ihm dankbar für diese Delicatesse. Er hat mir nie etwas Anderes gegeben; freilich würde ich damals auch nichts Anderes angenommen haben.

Als Frau von Parabère mich ankommen sah, sprach sie nur die Worte aus:

— Ich dachte es mir.

Sie war noch im Bette, aber man führte mich zu ihr, denn sie hatte dazu den Befehl zurückgelassen. Sie hörte meine Irrfahrten an, ohne mich zu unterbrechen oder die Augenbraunen zu bewegen.

Ich erwartete, sie sehr überrascht zu sehen.

— Ich kenne das, antwortete sie mir. Es giebt Bestrebungen zum Guten, die Mitleiden erregen, wenn man sieht, wie er wieder zurückfällt. Die, welche diesen Mann verdorben haben, sind außerordentlich strafbar, und ich hoffe, Gott wird den Grasaffen Dubois wegen dieser Schändlichkeit auf ewig zu allen Teufeln schicken.

— Was! Sie haben ihn also auch so gesehen? fragte ich.

— Ich und viele Andere. Das nennt man seine Rückkehr zur Jugend.

Ich muß gestehen, ich wurde dadurch tief gedemüthigt; ich glaubte allein mit diesem Schauspiel begünstigt zu sein. Meine einzige Gunst war das Retiro gewesen. Und auch das ist noch fraglich.

Zehntes Kapitel.

Frau von Parabère gab mir Gelegenheit, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, nach Hause zurückzukehren. Sie ließ mich von einem schwachköpfigen alten Diener, den sie aus Mitleid in ihrem Dienste behielt, und der nur noch als Respectsperson zu gebrauchen war, in meine Wohnung zurückführen.

Meine Cousine sah mich übrigens kaum, mein Leben gefiel ihr nicht. Sie wollte nicht dafür verantwortlich sein und erwartete ungeduldig meinen Gemahl, um ihn zu bitten, mich anderswo einzumiethen.

Ich wußte, daß er nicht so bald zurückkehren werde. Da es mir in diesem Kloster durchaus nicht gefiel, so begann ich damit, Herrn Du-Deffand meinen Entschluß anzukündigen, eine Wohnung für mich zu nehmen.

Meine Freunde hatten ein ganz angenehmes Haus in einem abgelegenen Stadtviertel entdeckt, wo ich keine Nachbarn hatte, denn die Nachbarn sind die Plagen des Lebens. Wenn ich noch sähe, würde ich deshalb nicht hier bleiben. Aber eine Blinde! die sieht alle Welt an, einerlei, wo sie ist. Uebrigens habe ich nichts zu verbergen.

Ich schlief an jenem Tage einige Stunden; ich stand am Abend auf und war kaum angekleidet, als man mir die Gräfin Alexandrine von Tencin anmeldete. Ich habe schon einige Worte von ihr gesagt und will heute ihr Kapitel erschöpfen. Ich sah sie ziemlich oft, ohne sie zu lieben, wie es bei Allen, die sie kannten, der Fall war.

Frau von Tencin, die Schwester der Frau von Feriol, hatte viel von ihrer Schwester in ihrem Charakter, aber ihre Schönheit und ihr Geist waren von anderem Caliber. Die Gräfin Alexandrine behauptete einen hohen Platz in der Welt und herrschte auf seltsame Weise, ohne, wie schon bemerkt, geliebt und beachtet zu werden. Ihre Bosheit, die Wichtigkeit, womit sie ihr eigenes Leben und das ihres Bruders, des Cardinal Erzbischof von Lyon, leitete, ihre Gewandtheit und ihre Intrigue machten, daß man sie überall fürchtete.

Ich meinestheils suchte sie nicht auf. Ich hatte bemerkt, daß sie mich zum Reden zu bringen wünschte, um ihre Barke desto besser durch die Klippen zu lenken. Sie wußte, daß ich im Palais-Royal und in Sceaux bei den beiden Machthabern des Augenblicks sehr gut angeschrieben war; seitdem suchte sie mit mir anzuknüpfen. Ich konnte ihr in einem Augenblicke der Noth zu etwas nützlich sein.

Hatte sie mein Glück entdeckt? Hatte sie gewittert, daß irgend eine Gnade zu erlangen sei? Sie war ganz besonders bezaubernd. Was mich betraf, ich blieb nicht zurück, und ich kann Ihnen versichern, wir zeigten viel Geist.

Da sie mir wieder unter die Feder kommt, verlasse ich sie nicht mehr, und sie ist an der Reihe, mir zu sitzen; es ist eine gute Stelle, denn weniger Menschen Leben ist so stürmisch gewesen, wie das ihrige, das können Sie mir glauben. Ich kenne sie als Original durch ihre Neffen d'Argental und Pont-de-Veyle, die fast seit siebzig Jahren, während welcher wir neben einander ausgedauert, meine Freunde waren und noch sind. Es ist keine Bekanntschaft von einem Tage und man hat Zeit zu plaudern.

Louise Alexandrine von Tencin ist mit den reizendsten Eigenschaften und den abscheulichsten Fehlern geboren, die ein sterbliches Wesen nur haben kann.

Sie war schön, wohlgebildet und von außerordentlichem Geist; sie nahm nach Gefallen alle Masken und Gesichter an; sie hatte immer den Geist desjenigen, mit dem sie sich unterredete, weshalb sie ebenso viel Anhänger wie Zuhörer hatte.

Da sie die jüngste Tochter ihres Hauses war, wurde sie zur Nonne bestimmt und man brachte sie sehr früh in das Kloster Montfleury in der Nähe von Grenoble. Von diesem zarten Alter an hatte sie eine unerschütterliche Entschlossenheit und den festen Willen, sich nicht einsperren zu lassen.

Sie liebte die Welt, sie bedurfte derselben; die Intrigue war schon ihr Leben, und kaum war sie in das Kloster eingetreten, als sie es völlig umkehrte. Die Nonnen empfanden Freundschaft für sie, oder wenigstens die jüngeren, wegen der seltsamen Lehre, die sie ihnen pre-

digte, und wegen der Mittel, die sie beständig anzuwenden wußte, sie zu unterhalten.

Sie ließ von den Pensionärinnen und Postulantinnen Komödie spielen; sie organisirte Gesellschaften, wozu man die ganze Provinz einlud. Der Bischof, der Anfangs ein wenig widersetzlich war, billigte sie endlich, als Alexandrine ihm die Unschuld und die Nothwendigkeit derselben, um den Geist der jungen Nonnen zu beschäftigen, dargethan hatte.

— Dieses Kind, sagte er in seinem Enthusiasmus, wird eine Mutter der Kirche, ein wahres Licht werden, sie weiß Alles.

Sie wußte in der That Alles, ohne jemals viel gelernt zu haben; sie war sehr träge in den Studien und fand nur ihre Thätigkeit wieder, wenn es galt, sich Bewegung zu machen. Dieses Kloster verwandelte sich, sie brachte es zum Leben.

So blieb sie bis zum Alter von sechszehn Jahren. Frau von Tencin besuchte sie nach der Verheirathung ihrer Schwester mit dem Herrn von Feriol, indem sie ihr ankündigte, daß ihre zweite Schwester bald auf dieselbe Weise würde versorgt werden, und daß sie selber sich vorbereiten müsse, in drei Monaten den Schleier zu nehmen.

— Madame, versetzte die Novize, ich habe keine Lust dazu.

— Ei, meine Liebe, Du bist sehr ehrgeizig und Du wirst nirgends eine bessere Lage finden. Du wirst vor

dem fünfundzwanzigsten Jahre Aebtissin werden. Welcher Mann würde Dir eine bessere Stellung verschaffen?"

— Auch will ich keinen Mann, Madame.

— Was willst Du denn da? Willst Du ledig bleiben?

— Ich will Stiftsfräulein werden, Madame.

— Dein Vater will nicht davon hören, seine Pläne sind gefaßt. Seine beiden jüngsten Kinder sollen der Kirche geweiht sein. Dein Bruder und Du, ihr liebt einander sehr und könnt einander dienen.

Alexandrine hielt sich noch nicht für geschlagen, sie bat und flehte und beschwor ihre Mutter, es half Alles nichts. Sie ging sogar so weit, zu sagen, sie wolle ihr Gelübde am Altar verweigern; ihre Mutter lachte nur darüber und fragte sie, ob sie alle Beschwerden des Klosters ertragen wolle, ohne die Wohlthaten desselben zu ernten?

Dies brachte die künftige Nonne zum Nachdenken, sie verlangte noch zwei Monate zu reiflicherer Ueberlegung; man bewilligte sie ihr, sehr entschlossen, zu äußersten Mitteln zu greifen, wenn ihre Ueberlegung nicht günstig ausfallen sollte.

So jung Alexandrine war, sah sie doch unwillkürlich ein, daß, Zeit gewonnen zu haben, schon viel ist.

Der böse Geist beschützte sie; er führte einen jungen Beichtvater, Namens Fleuret, glaube ich, in die Abtei, der sehr heilig und fromm, aber ebenso einfältig wie heilig war, und das wollte nicht wenig sagen. Fräulein

von Tencin hatte ihn in acht Tagen durchschaut und in ihm einen künftigen Beistand entdeckt.

Sie begann damit, ihn für sich zu interessiren, indem sie ihm ihre Leiden und Kämpfe anvertraute und vor seinen Augen eine Maske der Heuchelei annahm, die sie für ihn ebenso fromm und eifrig machte, wie er es selber war. Sie beklagte nur ihr Unglück, ihr Beruf führe sie nicht zum Kloster, sie würde sich nicht an dieses selbstsüchtige Leben gewöhnen können, ihr Herz habe das Bedürfniß, auf der Erde zu lieben, die Liebe zum Himmel könne es nicht ganz erfüllen.

Der gute Priester beklagte sie, bewunderte sie, hielt sie aufrecht in ihren Kämpfen, machte ganz laut bekannt, daß sie gezwungen werde, aber daß sie mit so gutem Herzen bete, daß sie mit so lautem Geschrei um den Beruf flehe, daß Gott nicht taub bleiben und ihr diese letzte Gnade gewähren werde, die unerläßlich zu ihrem Glücke sei, da sie doch ihre Gelübde ablegen müsse.

Die beiden Monate vergingen; Alexandrine protestirte noch immer; sie ging zum Altar und legte ihr Gelübde ab, für eine Andere wäre alles geschehen gewesen, für sie war es nur eine eitle Formalität, und sie hatte ihren Plan.

Sie widersetzte sich in der Art, daß es deutlich wurde, wie sehr man sie gezwungen und wie sehr sie den Stand verabscheue, den man ihr aufgedrungen.

Indessen gab sie das größte Beispiel der Andacht; sie erfüllte ihre Pflichten so, daß sie ihre Gefährtinnen

erbaute und laut wegen ihrer guten Aufführung gelobt wurde.

Der Abbé Fleuret erklärte sie für einen Engel, er wußte in der Welt nichts mit ihr zu vergleichen, die berühmtesten Heiligen und Märtyrer kamen ihr nicht gleich.

Ohne es zu bemerken, ohne die Absicht zu haben, ohne es sich träumen zu lassen, kam er dahin, sich nur mit ihr zu beschäftigen. Er hörte fast täglich ihre Beichte und empfing das Geständniß ihres erschreckten Gewissens. Sie beschuldigte sich so leichter Unvollkommenheiten, daß er sie selbst wegen ihrer Delicatesse tadelte. Alles erschreckte sie, Alles flößte ihr Mißtrauen ein.

Nach und nach wurde sie traurig, sie fing an zu fasten und ihren Körper zu kasteien; zugleich wurde ihre Beichte seltener, was die Nonnen sehr in Erstaunen setzte. Jedesmal, wenn sie sich den Sacramenten näherte, geschah es mit Furcht, sie hörte sogar auf zu communiciren, und als man sie über den Grund befragte, antwortete sie:

— Ich bin nicht würdig, den Besuch des Erlösers zu empfangen.

Die Erfahrensten erklärten, daß sie ohne Zweifel große Kämpfe zu erdulden habe, daß sie den Verlust des Umganges mit der Welt bedauere, und daß man ihre Bedenklichkeiten nicht mit Gewalt zu beseitigen suchen dürfe.

Was den Abbé Fleuret betraf, der sie fast nicht mehr sah, dessen Leben war entfärbt und er starb fast vor Sehnsucht, den Grund von dem Allen zu erfahren.

Er suchte sie eines Morgens auf, als sie in einer der heiligen Jungfrau geweihten und am Ende des Parks belegenen Kapelle betete. Als sie ihn erblickte, erbebte sie und ließ den Kopf sinken.

— Meine Schwester, sagte er zu ihr, ich will Sie nicht stören; aber ich bin gewiß, Sie bedürfen meiner und ich bin gekommen.

Nach augenblicklichem Bedenken stand sie auf und gab ihm die Versicherung, daß sie sich völlig wohl befinde und daß sie keines Menschen bedürfe, wohl aber des Schutzes Gottes und der Gebete der ganzen Welt.

— Ich bin unvollkommen, fügte sie hinzu, Sie wissen es besser, als irgend sonst Jemand, mein Vater, und gegenwärtig befinde ich mich in einer Zeit der Dürre, wo ich mich den Sacramenten nicht nähern kann, wo die Betrachtung mir sogar gewissermaßen unmöglich ist, ich muß also schweigen und mich demüthigen.

— Sie müssen sich ohne Zweifel demüthigen, aber Sie dürfen nicht schweigen, im Gegentheil müssen Sie reden, mit mir, Ihrem geistlichen Lehrer, mit mir, der ich den Befehl habe, Sie in den Hafen des Heils zu führen. Sie leiden, irgend ein böser Gedanke bemächtigt sich Ihrer, Sie fliehen Ihren Gott, während Sie sich in seine Arme werfen sollten, ich bringe Ihnen sein Wort, ich bringe Ihnen Muth. Gestehen Sie Alles und hören Sie mich an.

Alexandrine ließ sich lange bitten, sie begann, dann

hielt sie inne, darauf begann sie wieder von Neuem und dann hielt sie nochmals inne.

— Ich werde es nimmermehr können! rief sie endlich.

— Sie müssen den Willen haben, versetzte der arme Mann, von seinem Eifer und einem unbekannten Gefühl angetrieben, welches sein Herz ohne sein Wissen erfüllte, es handelt sich nur darum, zu wollen.

— Ich kann es nicht, ich will nicht mit Ihnen davon reden, mein Vater; aber dies muß ein Ende nehmen, ich würde daran sterben und zwar schuldig sterben, ich werde Ihnen schreiben.

— Bald?

— Noch diesen Abend, das verspreche ich Ihnen; jetzt lassen Sie mich, ich beschwöre Sie, gestatten Sie mir, mich zu sammeln.

Der wackere Mann gehorchte; er hatte viel erlangt und war glücklich.

Alexandrine zeigte sich an dem Abende nicht, sie blieb in ihrer Zelle oder in der Kapelle, wozu sie die Erlaubniß hatte. Diejenigen von den Nonnen, welche sie bemerkten, erschraken über ihre Bläße und fügten hinzu, sie wäre gewiß krank.

Die Priorin stieg zu ihr hinauf, um sich zu überzeugen. Sie fand sie schreibend, und als sie diesen Brief zu sehen verlangte, wozu sie das Recht hatte, antwortete diese:

— Ich schreibe an meinen Beichtvater.

Bei diesem Worte mußte jede Nachforschung einge-

stellt werden, der Brief wurde beendet, dieser Brief, wovon ich die Abschrift habe, und den ich hier mittheilen will. Man wird daraus die Gräfin Alexandrine kennen lernen, besonders wenn ich die wenigen Zeilen am Ende hinzufüge, die an ihren Neffen Pont-de-Veyle gerichtet sind, der sie um diese Abschrift gebeten hatte.

Frau von Tencin leugnete diese Schlechtigkeiten nicht, da es ihr nicht schaden konnte; sie machte einen ziemlich guten Handel mit sich selber in dieser Art und gab sich nicht die Mühe, sich zu verstellen. Sie gab sehr wenig auf die öffentliche Meinung; der einzige Ruf, den sie vermeiden wollte, war der der Ungeschicklichkeit. Außerdem erlaubte sie, daß man Alles an ihr herabsetzte, nur nicht ihren Geist.

Dies also ist der Brief:

„Sie wollen wissen, was mich bewegt und mich quält, mein ehrwürdiger Vater, und es ist meine Pflicht, es Ihnen zu sagen, ich bin Ihnen ein schmerzliches und grausames Geständniß schuldig, ein Geständniß, welches mich tödtet, und welches ich Ihnen dennoch unmöglich länger verbergen kann. Ohne Sie, ohne den Schutz des Himmels habe ich nichts weiter zu thun, als zu sterben, denn ich bin unwürdig zu leben. Gott und Sie, das ist meine Hoffnung. Ach! ich bin eine große Sünderin, ich bin eine elende Kreatur, ich weiß nicht, wie ich Ihnen entdecken soll, was ich auf dem Herzen habe, noch auch, welches strafbare Gefühl wider meinen Willen und allen meinen Anstrengungen zum Trotz mein Leben beherrscht.

„Ich habe alle Mittel, mich zu heilen, angewendet, außer einem einzigen, und es ist das, welches ich von Ihnen verlange, und welches Sie für mich erlangen können. Es ist ein äußerstes Mittel, es ist der Höhenpunkt meiner Wünsche, und Sie werden es mir nicht abschlagen.

„Ich bin nicht für das religiöse Leben geschaffen, mein Vater, jeder weiß es, Sie haben häufig das Geständniß meiner Kämpfe und Schmerzen gehört und wissen, was ich erduldet habe, seitdem der Wille meiner Eltern mich zum Kloster verurtheilt hat. Ich habe gebeten und gefleht, ich habe meine Mutter auf den Knieen beschworen.

„Man hat es gewollt, ich habe gehorcht, ich habe meine Gelübde ausgesprochen. Seitdem hat sich ein unaufhörlicher Gedanke meines Gehirns bemächtigt und eine einzige Neigung beherrscht mein Herz. Meine Eltern haben mich aus dem Hause vertrieben, um mich in die Arme Gottes zu werfen. Ich liebe meine Eltern nicht mehr und ich liebe auch Gott nicht.

„Ich liebe einen Mann und diesen Mann darf ich nicht lieben; dieser Mann ist nicht frei, denn wir gehöreu beide dem Kloster an, und indem ich ihn liebe, begehe ich ein Verbrechen.

„Ich weine vergebens, ich leide, ich sterbe. Diese Liebe ist stärker, als meine Kräfte, stärker, als mein Wille. Sie zieht mich nicht nur zu meinem Untergange, sondern auch zu meinem Unglücke hin, denn dieser Mann liebt mich nicht und wird mich niemals lieben; dieser Mann ist ein Heiliger, von den Pflichten seines hohen Amtes

durchdrungen, und sein frommer Blick hat sich nie vom Himmel auf die Erde niedergesenkt.

„Sie wollen diese schreckliche Wahrheit wissen, hier ist sie, mein Vater, hier ist sie, wie Gott sie sieht. Die Gefahr ist schrecklich und dieser Gefahr können Sie mich entziehen, Sie können es, wenn Sie an meine Leiden und an die Folgen derselben denken wollen.

„Ich muß dieses Kloster verlassen, ich muß es, bei der Gefahr, in diesem Leben unglücklich und in dem künftigen Leben verdammt zu sein. Wenn Sie den Eifer für das Haus des Herrn besitzen, werden Sie mich meinen Qualen entziehen und mich dorthin versetzen, wo ich leben sollte, Sie werden mich von der Schande und dem Elend, die meiner warten, befreien.

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen, mein Vater; ich öffne Ihnen meine Seele, da ich weiß, daß Ihre Güte so groß ist, wie Ihre Tugend; ich sage Ihnen, was Sie allein auf der Welt nicht wissen sollten, weil sie aus diesem Geständniß den nothwendigen Willen zu meiner Rettung schöpfen werden.

„Ich warte und dulde; wenn Sie zögern, werde ich nicht mehr kämpfen können, ich werde unterliegen und ich werde nicht allein unterliegen. Der Unschuldige wird zu der Schuldigen kommen, meine Stimme, von meinen Thränen gemildert, wird ihn zu mir hinziehen; mein Herz, von meinen Krämpfen und meiner Verzweiflung gebrochen, glauben Sie, mein Vater, daß es dem widerstehen wird? Ich bin achtzehn Jahre alt und ich bin schön; er weiß

es noch nicht, aber er wird es erfahren, er wird es sehen, wenn ich ihm sagen werde, daß ich ihn liebe!

„Der böse Geist regiert mich, er ist es, der meine Feder führt, er treibt mich zu diesem Abgrunde hin, in den ich unfehlbar fallen werde, wenn Ihre rettende Hand sich nicht gegen mich ausstreckt. Haben Sie Mitleid mit meinem Schmerze und meinen Befürchtungen, retten Sie mich, retten Sie mich, und Gott wird es Ihnen vergelten!

„Ich verlange nicht wieder in die Welt einzutreten, ein Ordensstift wird sich öffnen, mich aufzunehmen; aber wenigstens werde ich nicht mehr zu diesem Schweigen, zu diesen Mauern, zu diesem lebendigen Grabe verurtheilt sein; aber wenigstens wird sich mir das Leben aus der Ferne zeigen, ich werde das Echo desselben hören, wenn ich mich auch nicht in den Strudel werfen kann, der mich entzückt und berauscht, und dann werde ich vielleicht vergessen."

Unter diesen Worten stand von der Hand der Stiftsdame geschrieben:

„Sie begreifen wohl, mein liebes Kind, daß ich kein Wort davon wirklich meinte, wenigstens nicht für ihn, und daß, wenn ich Lust hatte, wieder in die Welt einzutreten, ein armer Priester, ein elender Abbé, wie dieser, mir höchstens als Werkzeug dienen konnte."

Diese Gräfin Alexandrine war ein elendes Geschöpf, welches mir immer einen entsetzlichen Widerwillen eingeflößt hat. Ich bin gewiß keine Frömmlerin und würde es in meiner Umgebung nicht sein können. Man gestattet

nicht, daß ein Priester sich mir nähere, selbst in dem Kloster, welches ich bewohne, anders als zu der gewöhnlichsten Unterhaltung.

Zuweilen habe ich Lust, mich ihren Spöttereien zu entziehen und in den Schooß dieser Religion zurückzukehren, in welcher ich geboren bin und welcher meine Mutter und meine Tante mit so vieler Andacht gedient haben. Ich will nicht als Heidin sterben; der Tod wird nur durch diese göttliche Hand entwaffnet, welche die Hoffnung trägt und uns sanft von den Gütern dieses Lebens losmacht. Ich habe Aissé sterben sehen, sie ist im Himmel. Ich habe böse und gottlose Menschen sterben sehen; sie sind in der Hölle, und ich will nicht mit ihnen dorthin gehen.

Frau von Tencin war eine gewandte Person; man sagt, daß sie auch großen Schrecken empfunden hat. Bei den berühmtesten Philosophen war dies der Fall. Und hat Voltaire nicht communicirt, als man ihn mit den Teufeln, ihren Hörnern und Schwänzen erschreckten.

Elftes Kapitel.

Es ist leicht, sich den Schrecken dieses guten, furchtsamen Priesters vorzustellen, als er einen solchen Brief las. Er sah nicht recht ein, daß es sich um ihn handelte, obgleich die Epistel um so klarer war, da sie keinen anderen Mann sah, außer dem Sacristan oder dem Bischof von Grenoble, einem Greise von mehr als achtzig Jahren. Er erbebte vom Kopf bis zu den Füßen, denn als er sein Gewissen prüfte, entdeckte er, daß er sehr nahe daran war, diese strafbare Liebe zu theilen, wenn er ihr nicht sogar schon zuvorgekommen war.

Es war für ihn ein Donnerschlag, er wurde krank davon und erschien vierzehn Tage lang nicht im Kloster. Sein erster Gedanke war, sein Amt niederzulegen und um einen Nachfolger zu bitten. Wiederholte Briefe in demselben Styl bestärkten ihn in diesem Gedanken: Man muß die Gefahr fliehen, wenn man ihr nicht unterliegen will.

Später hatte er einen anderen Gedanken, nämlich, daß sein Gewissen ihm nicht gestatte, ein verirrtes Schaf in der Klostergemeinschaft zu lassen, welches nicht nur völlig untergehen, sondern auch die anderen zu Grunde rich-

ten könne. Sie verlangte aus dem Kloster zu gehen, ihre Gelübde waren erzwungen, das wußte er, er konnte seinen geistlichen Vorgesetzten Zeugniß darüber ablegen, ohne das Geheimniß der Beichte zu verletzen, sie hatte es ihm gesagt und es wohl tausendmal wiederholt. Nachdem er nachgedacht hatte, faßte er seinen Entschluß und begann seine Schritte zu thun.

Mehr wollte die Schöne nicht. Er sah sie einmal, um es ihr anzukündigen; dann ging er nach Grenoble und schwur, er würde nicht nach Monfleury zurückkehren, wenn sie nicht herausgelassen werde.

Der Bischof war ein heiliger Mann, noch sehr scharfsichtig, ungeachtet seines hohen Alters; er bekleidete sein Bisthum seit dreißig Jahren und kannte alle seine Pfarrkinder. Er hörte die Vorstellungen des Abbé Fleurent an und ging selber, um das Fräulein von Tencin zu befragen. Nachdem er sie gesehen und angehört hatte, sah er wohl ein, daß ihr Beruf sie anderswo hinführe, daß sie eine schlechte Nonne abgeben und vielleicht irgend einen Scandal in der Kirche herbeiführen würde.

In Folge dessen übernahm er es, eine Veränderung der Observanz zu bewirken, die nur mit den Lippen ausgesprochenen Gelübde aufzuheben oder sie vielmehr in die elastischen Gelübde der Stiftsdamen zu verwandeln, welche Allem gleichen, nur nicht dem religiösen Leben.

In einigen Monaten war die Sache gemacht. Die Augustinerschwester wurde in die Gräfin Alexandrine von

Tencin, Stiftsdame des Stifts von Neuville, welches zu jener Zeit am wenigsten gesucht war, verwandelt.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude diese neue Gräfin ihren Schleier zu den Wolken fliegen ließ. Sie sagte ihren Gefährtinnen mit allen Zeichen der Zärtlichkeit Lebewohl; sie spielte schon köstlich Komödie und beauftragte sie mit Grüßen und Danksagungen an den lieben Beichtvater, dem sie die Gnade verdanke, nicht länger einem Verbrechen ausgesetzt zu sein, aber sie schrieb ihm nicht, er war zu ihren Plänen nicht nöthig, er war ein Werkzeug, welches sie zerbrechen und von sich werfen konnte.

Es gelang ihr Alles im Leben, und sie begann jetzt ihr Spiel.

Nachdem sie einige Wochen in ihrer Familie zugebracht hatte, wurde sie von ihrem Bruder, dem Abbé von Tencin, in ihr Kapitel geführt. Sie liebte ihren Bruder, wie es natürlich war, und dies war vielleicht das einzige lobenswerthe Gefühl, welches sie im Leben gezeigt, und wir wollen ihr diesen einzigen Ruhm nicht rauben. Sie wurde dennoch d'Alembert's Mutter und ich habe es diesem oft wiederholt, wenn er sich damit brüstete. Die Philosophen sind immer eitel.

Frau von Tencin hatte viele Liebhaber, ich will es nicht leugnen, aber ihre Kinder starben in der Wiege, ich bezeuge es, und folglich verleugnete sie sie nicht. Ich will ihre Geschichte mittheilen, so gut ich sie weiß, man kann

sie später nach Gefallen angreifen oder vertheidigen, nur bitte ich, Gerechtigkeit anzuwenden.

Die Gräfin Alexandrine war zu gewandt, sich in ihrem Stift nicht so zu benehmen, um sich das Wohlwollen und die Freundschaft Aller zu erwerben. Wie in Monfleury fing sie damit an, sie zu unterhalten, indem sie sich zugleich sehr regelmäßig zeigte und der Kritik keinen Raum ließ. Da war keine Stiftsdame, die nicht für sie eingenommen war und ihr Lob verkündete.

Man schrieb an ihre Eltern, man schrieb an den Bischof von Grenoble, der sie empfohlen hatte, man dankte ihm für das kostbare Geschenk, welches er dem Stift gemacht, und man bat ihn, auch jetzt seinen Einfluß anzuwenden, daß die Neueingetretene bald zur vollen Hebung komme, die gewöhnlich nur in Folge des Alters oder des hohen Verdienstes ertheilt wurde.

Nicht als hätte sie es verlangt, Frau von Tencin strebte nicht nach so niedrigen Dingen, sie hatte andere Pläne. Sie ließ sie machen; sie zeigte eine sehr lebhafte Erkenntlichkeit und wurde noch bezaubernder. Sie beobachtete strenge die Regeln und kündigte laut an, sie habe ihr Kloster nicht verlassen, um ein freieres Leben zu führen, sondern weil sie sich nicht für vollkommen genug hielt zur genauen Beobachtung der strengen Gesetze des heiligen Augustin. Ich glaube wenigstens, daß die Abtei von Monfleury die Regel des heiligen Augustin angenommen hatte.

So brachte sie oft ganze Stunden in der Kirche zu,

Gott weiß, woran sie dachte. Sie beschämte durch ihre Handlungen die anderen Stiftsfräulein, die ein wenig weltlich waren, wie sie es alle sind, aber ohne sich eine Kritik oder eine Bemerkung zu erlauben.

Während dieser Zeit grub sie ihre Mine, ohne daß man es erwartete. Frau von Tencin dachte nicht daran, ihr Leben in Neuville zuzubringen, da hätte sie nur das Gefängniß vertauscht; sie sah vor sich Paris mit allen seinen Intriguen, seinem Glanze und seinen Abenteuern; man mußte dorthin gelangen, und zwar auf angemessene Weise. Ihre Mutter würde sie nicht dorthin geschickt haben, und vor allen Dingen hätte sie ihr nicht die Mittel, dort zu leben, verschaffen können.

Die Gräfin Alexandrine schlich sich ganz leise in das Vertrauen der Aebtissin ein, sie schmeichelte ihr und liebkoste sie auf solche Weise, daß sie nicht ohne sie sein konnte und daß sie ihr ihr ganzes Vertrauen schenkte. Sie kündigte ihr an, daß sie sie zu ihrem Secretair annehme und daß sie in dieser Eigenschaft an der Berathung Antheil nehmen werde.

Mit zwanzig Jahren! Dies war ein Triumph, den man noch nicht erlebt hatte. Sie zeigte nur Erkenntlichkeit und blieb bescheiden, so daß sich Niemand dadurch verletzt fühlte, sondern im Gegentheil noch mehr für sie eingenommen wurde.

Sie ließ sich loben und sich ihre Gunst verzeihen.

Seitdem sie mit den Angelegenheiten bekannt war, ging sie darauf ein und bemächtigte sich so vollständig

derselben, daß sie sie alle leitete. Ihr gutes Glück wollte, daß das Stift mit einem benachbarten Gutsherrn über gewisse Vorrechte im Streit war, welche die Stiftsfräulein nicht aufgeben wollten. Die Sache wurde in Lyon, aber auch und ganz besonders in Paris vor dem Rathe des Königs verhandelt.

Frau von Tencin behauptete, die Sache werde nicht gut vertheidigt und geführt, und sie zeigte Briefe, welche klar wie der Tag bewiesen, daß sie verloren sein würde, wenn man sie auf diese Weise weiter führe.

— Es müßte Jemand dort sein, des sich ausschließlich mit diesem Proceß beschäftigte, sagte sie furchtsam.

— Ohne Zweifel, antwortete man; aber wer?

— Ah! es ist schwierig.

— Ich weiß nicht, warum die Stifte keine Bevollmächtigten bei Seiner Majestät haben, denn wir sind doch gewissermaßen eine Macht. Wir haben Vasallen, wir haben wichtige Interessen am Hofe.

— Es ist ein Gedanke, der wohl der Ueberlegung bedarf.

— Ich fordere Sie auf, Madame, zu bedenken, welche Wichtigkeit das Stift von Neuville dadurch erlangen würde.

— Sie haben Recht.

— Wir müssen eine Person erwählen, um die Frau Aebtissin und das Stift zu vertreten, und die uns auf jede Weise Ehre macht.

— Irgend ein Würdenträger der Kirche müßte es sein.

— Nein; Eine von uns; man besorgt seine Angelegenheiten immer selber am besten.

— Und wer sollte es sein?

— Ah! ich weiß nicht.

— Wir haben mehrere von unseren Damen beurlaubt, aber nicht eine derselben vereint in sich die nöthigen Eigenschaften.

— Die erste ist Verstand.

— Dann Mäßigung.

— Dann Tact.

— Dann Schönheit, die nichts verdirbt.

— Und die regelmäßigste Aufführung.

— Aber das ist eine Vollkommenheit, die Sie verlangen, meine Damen! schloß die Aebtissin.

Jede gab ihre Meinung ab und mischte ihr Wort ein, mit Ausnahme der Frau von Tencin, die, seitdem sie die Sache vorgeschlagen, ein völliges Schweigen behauptete und nur beobachtete.

— Und Sie, Gräfin Alexandrine? fragte die Aebtissin, Sie schweigen, welches ist Ihr Gedanke?

— Ich denke, daß Sie Recht haben, Madame, und daß diese Damen eine unmögliche Vollkommenheit verlangen.

— Nein, versetzte eine ältere Dame, wir werden sie finden, ohne weit zu gehen.

— Und wer soll es denn sein?

— Sie, Frau von Tencin.

— Ich!

Und sie erröthete vor Freude, endlich das Ziel ihrer

Wünsche erreicht zu haben; man hielt diese Röthe für Bescheidenheit.

— Gewiß, fuhr die Aebtissin fort; nur weiß ich nicht, wie wir sie entbehren sollen?

Ein tiefer Seufzer wurde rings im Kreise gehört und antwortete auf diese Frage.

— Meine Damen, Sie setzen mich in Verwirrung; Sie thun mir zu viel Ehre an, ich bin nicht würdig —

— Sie sind aller Lobsprüche und jeder Ehre würdig. Es ist abgemacht, Sie werden uns vertreten.

— Wie soll ich wissen —

Sie ließ sich acht Tage lang bitten, indem sie wiederholte, es sei für sie ein zu ernstes Opfer, sie hasse die Welt, sie wolle in der Zurückgezogenheit leben — kurz, sie wendete die Ausflüchte des Stolzes und der Heuchelei an, die man immer beseitigen läßt und die immer glücken.

Wenn sich in einer zahlreichen Gesellschaft ein verderbtes und geistreiches Wesen findet, wird es die anderen leiten und das Geheimniß entdecken, — sich Bewunderung zu verschaffen. Die loyalen Menschen, die dem ersten Impulse folgen, bringen es zu nichts auf der Erde und in der Gesellschaft, wie sie heutiges Tages beschaffen ist. Ich beurtheile es nach mir selber und nach dem, was ich gesehen habe. Bei den seltenen Gelegenheiten in meinem Leben, wo ich mich von meinem Herzen fortreißen ließ, wurde ich immer von ihm bethört, und selbst in meiner Neigung für Herrn Walpole, der deshalb von einem Ende

des Jahres bis zum anderen Händel mit mir sucht, und zwar, weil ich ihn zu sehr liebe.

Er wird dies erst nach meinem Tode sehen, auch liegt mir nichts daran, gescholten zu werden, ich werde nicht mehr da sein, um es zu hören.

Ich habe Niemand so sehr geliebt, wie ihn, dafür kann ich einstehen. Ich empfand diese Regungen nicht für Formont, für den Präsidenten Hénault, für Pont-de-Veyle, noch für irgend einen Anderen. Es ist wohl der Mühe werth, eine fast achtzigjährige blinde Greisin zu sein und solche Gefühle zu haben.

Kehren wir zu Frau von Tencin zurück, die dergleichen nie gehabt hat, weder jung noch alt.

Es wurde also bestimmt, daß sie nach Paris abreisen solle, als Vertreterin des Stifts, daß sie direct mit der Frau Aebtissin und dem Stiftungsrath correspondiren, daß sie gänzliche Vollmacht haben, daß sie eine ziemlich beträchtliche jährliche Entschädigung haben solle, um die Würde ihrer Stellung aufrecht zu halten, daß sie jedes Jahr zurückkehren solle, um ihre Rechenschaft abzulegen und neue Instructionen zu einer Jahreszeit entgegenzunehmen, die ihr am gelegensten scheinen würde. Es wurde ihr volles Vertrauen und volle Freiheit bewilligt und man machte ihr die schmeichelhaftesten Complimente über das, was man von ihr erwartete.

Als die Gräfin Alexandrine ihre höchsten Wünsche erreicht hatte, hütete sie sich wohl, ihre Freude sehen zu lassen. Sie hielt an sich, sie zauderte, sie stellte sich, als

lege sie sich ein schreckliches Opfer auf, indem sie ihren geliebten Zufluchtsort verließ, kurz, sie spielte eine so vollkommene Komödie, sie weinte so sehr, daß es keine Seele in Neuville gab, die sie nicht für die unglücklichste Person auf der Welt hielt und nicht ihre Aufopferung zum Besten des Hauses bewunderte.

Die Begleitung, die man ihr mitgab, war bescheiden, aber sie wollte nicht mehr. Eine einzige Kammerfrau und ein Lakai. Sie behielt sich vor, daß es künftig besser werden solle. Von dem ersten Gasthause aus, wo sie übernachtete, schrieb sie an ihren Bruder, in Paris mit ihr zusammenzukommen; sie kannte sein Verdienst, sie wußte, was man von diesem Abbé erwarten konnte, der wenigstens ebenso sehr Intrigant war, wie sie, aber zugänglicher vom Herzen aus, um sich leiten zu lassen. Sie diente ihm als Schirm für seine Thorheiten, deren er sonst noch viel mehr würde begangen haben.

Der Abbé von Tencin war ein hübscher Junge; er besaß, wie Alexandrine, einen unvergleichlichen Zauber und Grazie. Frau von Feriol kam derselben bei weitem nicht gleich, und ihre andere Schwester hatte mehr Aehnlichkeit mit dem Cardinal und der Stiftsdame; es wurde ein hübscher Witz auf sie gemacht, den ich später mittheilen werde, dessen ich mich aber heute nicht erinnere. Ich werde d'Argental darnach fragen, sobald ich mit ihm zusammenkomme.

Der Abbé war ein Jahr älter als seine Schwester. Als er ihren Brief empfing, eilte er herbei, was um so

schneller geschah, da sie ihn zu der Reise mit dem Stiftsgelde versehen hatte.

Es war eine große Freude für sie, sich wiederzusehen, denn sie liebten einander mit einer unvergleichlichen Freundschaft. Zuerst trafen sie gemächlich ihre Anordnungen nach ihrer Bequemlichkeit und dann hatten sie eine von jenen Unterredungen mit einander, welche die Zukunft entscheiden. Sie schwuren einander Beistand, gegenseitige Unterstützung, unbedingtes Vertrauen und vollständige Nachsicht. Sie kamen nicht nach Paris, um sich dort heilig sprechen zu lassen. Sie wußten vorher, um das Glück zu erhaschen, besonders wenn man von niederem Stande aufsteigt, dürfe man in den Mitteln nicht wählerisch sein.

Ihr Name war Guérin, Tencin war der Name eines kleinen Guts, und die Berühmtheit ihrer Familie war weder groß noch alt. Der Großvater soll Schlosser gewesen sein, und die Aufstrebendsten kamen bis zum Parlament von Grenoble, aber nicht weiter.

Es war also ein großes Unternehmen, bei solchen Vorgängen und so wenig Unterstützung besonders hoch zu gelangen; sie ließen sich indessen nicht zurückschrecken und thaten wohl daran.

Zwölftes Kapitel.

Frau von Tencin machte gleich Anfangs vortreffliche Bekanntschaften, zuerst durch die Empfehlungsbriefe der Aebtissin, und dann durch ihre Schwester, die Frau von Feriol, die mit dem Marschall d'Uxelles auf sehr freundschaftlichem Fuße stand und gute Gesellschaft bei sich sah.

Sie gefiel sehr in Paris, wie in Monfleury und in Neuville; sie verbarg sich hier nicht und wollte im Gegentheil den Schleier ganz verbergen, um sich Theilnehmer zu machen. Man kann es sich vorstellen. Sie war jung, schön, gewandt, von verehrungswürdigem Geiste und geneigt, alle wohl zu empfangen, vorausgesetzt, daß sie ihr gefielen und daß sie ihr zu irgend etwas nützlich sein konnten.

Ihr großer Ehrgeiz war, an den Hof zu gelangen, aber dazu war noch keine Aussicht vorhanden. Die Beweise ließen sich nicht liefern; glücklicherweise war das Stift von Neuville nicht das von Maubeuge oder das von Remiremont, sonst hätten alle Intriguen der Welt sie nicht dort einführen können. Die Stiftsdamen hätten sie lieber gesteinigt, als sie unter ihre Zahl aufgenommen.

In Ermangelung des Hofes oder wenigstens in Ermangelung von Versailles sah sie, was hier Besseres in Paris war. Außer dem Könige und den Prinzen wurde sie von den difficilsten Leuten als eine Person empfangen, mit der man sehr wohl verkehren könne, und sie benutzte es sehr bald.

Sie hatte nach einander ausgezeichnete und reiche Liebhaber, sie verlangte nichts für sich von ihnen, sondern Alles für ihren Bruder. Sie verschaffte ihm nach einander mehrere Pfründen und mehrere reiche Belohnungen. Der Abbé liebte das Geld sehr; sie gab nicht viel darauf. Nüchtern und ohne hervortretenden Geschmack für irgend etwas Anderes, als für die Freuden der Liebe, bedurfte sie nicht des Reichthums und that nichts, um denselben zu erlangen.

So ging Alles weiter bis zum Tode des verstorbenen Königs. Sie gabelten links und rechts Alles auf, was sie konnten, ohne einen bestimmten Zweck zu haben. Um diese Zeit warf die Gräfin Alexandrine ihre Angeln nach dem Regenten aus, und nach vielen Bemühungen und Bitten gelang es ihr, ihn zu sehen. Er fand sie schön, er fand sie angenehm und sagte es ihr, verlangte die Belohnung dafür, erhielt sie und dabei blieb es nach dem ersten Tage. Nicht als hätte sie die Verheißungen der Schönheit nicht alle gehalten, sondern weil sie die Ungeschicklichkeit beging, mit ihm von Staatsgeschäften zu sprechen, welche sie schon mit ihm in den Augenblicken

zu leiten dachte, wo man nur von den Angelegenheiten der Liebe redet.

— Ich liebe die Frauen nicht, die mich so in meinem Alkoven befragen, sagte der Regent; wenn die Gräfin von Tencin wieder kommt, sage man ihr immer, daß ich im Staatsrath bin, und wäre es um zwei Uhr in der Nacht.

Ich bitte, sich vorzustellen, daß der Herzog von Orleans sich anderer Ausdrücke, als dieser, bediente; er nahm keine Rücksicht in solchen Fällen und wendete hübsche Ausdrücke an.

Diese Vertraulichkeit hatte also, zur großen Demüthigung der Stiftsdame, die sich nicht darüber trösten konnte, keine weitere Folgen.

Die Regierung steckte ihr im Kopfe und ihre Pläne richteten sich auf den Abbé Dubois, diesen widerwärtigen Grasaffen, der, von allen möglichen Krankheiten heimgesucht, nur ein Scheinbild der Liebe sein konnte.

Er war weniger difficil, als sein Herr, und er ging in die Fuchsfalle. Es cursirten zu jener Zeit Gerüchte über die Gräfin, woraus man unglaubliche Wundergeschichten machte. Ich erinnere mich derselben nicht, ich habe sie unter meinen Papieren gesucht, aber nicht gefunden.

Dieser Umgang blieb ziemlich lange verborgen und wurde dann plötzlich bekannt. Frau von Tencin machte sich kühn zum Kanal der Gnade, sie stellte sich an die Spitze des Hauses des Ministers und dirigirte es. Ohne dort zu wohnen, brachte sie ihr Leben dort zu, entließ die

Ueberlästigen und empfing die Günstlinge. Dubois ließ sie machen, und wenn man sich darüber wunderte, hatte er immer dieselbe Antwort;

— Während sie bei mir im Hause die Herrin macht, beherrscht sie mich selber nicht, und ich mache mich zum Vortheil Anderer von ihrer Herrschaft frei.

Es versteht sich von selbst, daß der vielgeliebte Bruder die ersten Kothflecke dieses Handels erhielt. Er bekam eine gute Abtei, wurde ausgewählt, um Law zu bekehren, und erhielt von ihm eine klingende Belohnung, die nach seinem Ausspruche wünschenswerther war, als die besten Versprechungen. Das System fand ihn nicht unvorbereitet. Er hatte schon am folgenden Tage die ihm von seinem Neubekehrten gegebenen Obligationen in Gold verwandelt und hütete sich, andere zu kaufen.

Dubois ernannte ihn zum Botschafter bei'm Papst in Rom, von dem er den Cardinalshut erlangen wollte, und Herr von Tencin hatte auch für seine Rechnung nicht auf den Hut verzichtet. Der Jesuit Laffiteau und er reisten zusammen in diesem Auftrage ab.

Noch am Abend vor dieser Abreise wurden sie durch einen Befehl des Parlaments zurückgehalten. Herr von Tencin wurde des unrechtmäßigen Handels mit geistlichen Aemtern angeklagt, weil er eine Abtei für einen seiner Neffen wegstibitzt habe, aber Dubois schlug die Sache nieder, und ungeachtet seiner Verurtheilung, ungeachtet der Gegenwart des Prinzen von Conti, der ihn verhöhnte und ihn verhöhnen ließ, wurde Herr von Tencin dennoch

abgeschickt, und Dubois wurde nichts desto weniger Cardinal und erster Minister und dazu noch Erzbischof von Cambrai. Deshalb sagte ich zu Frau von Tencin, als sie mich mit ihren großen Verlegenheiten quälte:

— Ei, Frau Gräfin, Sie nehmen eine recht erstaunte Miene an, sich als die Maitresse einer so großen Person, und noch dazu eines Erzbischofs zu sehen. Bei Leuten Ihres Gewandes und Ihrer Art wäscht eine Hand die andere.

Sie gehörten nämlich alle Beide der Kirche an und waren Beide Emporkömmlinge.

Dubois starb, Frau von Tencin beweinte ihn auf ihre Art, aber das Wunderlichste war, seine Leichenrede auf ihre Weise zu hören. Ihre Neffen ertheilten Berichte, wobei man sich hätte todt lachen können.

— Er ist todt, sagte sie, mit dem einen Auge weinend und mit dem anderen blinzelnd, er ist todt, indem er dem Teufel ein Schnippchen schlug, der ihn an der Thür erwartete und der ihn nach seinen Verdiensten belohnen wird. Nie hat dieser Mann etwas Anderes geliebt, als das Geld, er liebte sich selber nicht, aus Furcht, sich einer seiner Launen hinzugeben und seiner Börse zu schaden. Er log, stahl, war boshaft, grausam und ohne Herz, aber er hatte so viel Geist, daß er dies Alles auslöschen konnte, wenn es zum Vortheil seiner Thaler nöthig war.

— Und Sie, Madame, liebte er Sie?

— Er liebte mich nicht, und ich vergalt es ihm

vollständig, das kann ich Ihnen versichern. Wir haben nicht versucht, einander zu täuschen.

— Warum beweinen Sie ihn denn da?

— Damit die Thoren glauben, daß ich ihn bedauere.

— Warum trennten Sie sich nicht mit einer gegenseitigen so rührenden Ueberzeugung? —

— Weil wir Niemand hätten finden können, zu dem wir besser gepaßt hätten. An meiner Stelle würde ihn eine sehr aufgeklärte Person verlassen haben, an seiner würde ein erster Minister eine weniger scharfsichtige Gesellschafterin gesucht haben.

Wenigstens that sie sich ein wenig mehr Zwang an, als er!

Dies war eine große Veränderung für die Gräfin Alexandrine. Sie kehrte wieder in das Privatleben zurück, wie Voltaire sagte, der sie nicht leiden konnte. Sie bewegt sich wie eine Säge, fügte er hinzu.

Die Zahl ihrer Liebhaber vermehrte sich beständig, und das Glück des Abbé folgte ihrer Richtung. Sie sahen einander weniger, weil er viel reiste und die Gräfin sich nicht von Paris entfernte, da sie nicht anderswo hätte leben können. Sie ließ das Stift im Stiche und verschaffte sich ein Breve vom Papst, welches ihr gestattete, ein weltliches Leben zu führen.

Sie benutzte dieses Breve reichlich und ging bis an die äußerste Gränze der Erlaubniß.

Ich komme zu dem großen Abenteuer ihres Lebens, zu dem, worüber jede andere Frau vor Kummer und

Scham gestorben wäre, zu der Geschichte dieses unglücklichen La Frenaye, wovon wir alle Zeugen gewesen, und in die ich mich verwickelt fand, was mich sehr beunruhigte.

Wir müssen ein wenig in der Geschichte zurückgehen, um sie aufzuklären.

Der Abbé von Tencin war eben als Gehülfe des Cardinal von Bussy nach Rom abgereist, als die Gräfin ich weiß nicht bei welchem Schöngeist, denn sie war davon umgeben, den alten Egoisten Fontenelle traf, den sie, als sie anfing zu schreiben, zum Geliebten angenommen hatte, um einen Lobredner an ihm zu finden.

Sie hatte ihn lange nicht gesehen, sie war bezaubert von seinem Geiste, so wie von seiner Unterhaltung, und sie bat ihn sehr, sie zu besuchen, was er auch that.

Nach und nach verwandelte sich dieser Umgang und wurde zu einer Reihe von Abhandlungen, zu einem Austausch von Witzen und Scherzen, aber sie waren einander nöthig. In Abwesenheit ihres Bruders fand sie Niemand, der ihr so sehr zusagte.

Eines Tages plauderte Fontenelle mit ihr und theilte ihr mit, er kenne einen Mann, der ein Herz besitze, Mitglied des Staatsraths sei, sich leidenschaftlich in sie verliebt habe, und keinen andern Wunsch hege, als ihr den Hof zu machen.

— Nun, so führen Sie ihn zu mir, versetzte sie; ein Mann, der ein Herz hat, ist in dieser Zeit ein Wunder; es wird mir nicht leid sein, ihn zu sehen, um ihn genau zu beobachten.

— Es fehlt ihm nicht an Vermögen, er ist aus einer guten Richterfamilie; Sie können ihn wohl empfangen und ihn dem Cardinal vorstellen.

Dubois lebte damals noch.

Herr de la Frenaye, der erwähnte Mann, der ein Herz besaß, wurde eines schönen Tages vorgestellt und sehr gut empfangen. Er hatte wenig Geist, wenigstens von dem, welcher glänzt, er war ziemlich wohlgebildet, seine Manieren waren die eines Edelmannes, so mußte er wohl einiges Verdienst haben, denn Frau von Tencin, die sich darauf verstand, bewilligte ihm die Ehre ihrer Gunst und bewahrte sie ihm vier Jahre lang.

Ich möchte nicht beschwören, daß er sie allein genoß, und wir haben Gründe genug, das Gegentheil zu denken.

Dieser Umgang war von vielen Stürmen begleitet. La Frenaye war von heftiger Eifersucht. Er liebte seine Geliebte so sehr, daß er in seiner Wuth von nichts Anderem sprach, als sie zu tödten, und sich selber obendrein.

Er führte entsetzliche Scenen auf, wenn er einen Mann bei ihr fand, besonders seit dem Tode des Cardinal Dubois, wo er der alleinige Besitzer ihres Herzens zu sein glaubte.

Ich habe ihn immer für ein wenig wahnwitzig gehalten. Er kam oft zu mir, brachte einige Stunden damit zu, mir seine Leiden zu erzählen, und ich muß gestehen, daß er mich sehr langweilte. Ich konnte nicht begreifen,

wie die Gräfin Alexandrine ihn so lange hatte dulden können.

Eines Morgens war er in meinem Zimmer, ich konnte mich nicht von ihm frei machen, und ich suchte ein Mittel, hinauszukommen, als man mir d'Argental anmeldete, der in meinem Boudoir geblieben war. Ich ergriff die Gelegenheit und stand auf, um zu ihm zu gehen.

Ich fand ihn erhitzt, mit verwirrtem Kopfe und in unglaublichem Zustande. Die Thür war offen geblieben.

Ah! Madame, haben Sie meine Tante gesehen? fragte er mich.

— O nein, antwortete ich, eben so erstaunt über die Frage, wie über die Art, in der sie ausgesprochen wurde.

— Ich suche sie überall, meine gute, liebe Tante — Sie sehen mich verwirrt, weil ich ihr nachgelaufen bin, und ich muß sie doch wiedersehen.

— Was giebt es denn so Dringendes? Was haben Sie ihr zu sagen? Hat sich irgend etwas bei Ihrer Frau Mutter zugetragen? Sie haben eine sehr freudige Miene.

— Ob ich freudig bin! ich will es meinen. Meine Tante ist diesen Morgen so gütig, so reizend, so liebenswürdig für mich gewesen.

— Und was hat sie Ihnen denn gethan, mein armer d'Argental?

— Ich will es Ihnen sagen, ich werde es nur

Ihnen sagen; aber ich muß es sagen, oder ich werde davon ersticken.

Ich wurde so neugierig und interessirte mich so dafür, daß ich La Frenaye in meinem Zimmer vergaß; ich setzte mich zu d'Argental nieder und befragte ihn hastig.

Der Jüngling erzählte mir entzückt, daß er seine Tante liebe; es wäre nicht Liebe, sondern eine lebhafte Freundschaft, und er habe nie gewagt, es ihr zu sagen, weil sie ihm zu viel Respect einflöße. Endlich am Morgen, als er zum Frühstück zu ihr gegangen, habe er den Muth gehabt, ihr sein Herz zu öffnen, um ihren Rath anzuhalten, sie zu bitten, für ihn eine Führerin und Freundin zu sein, da ihm der Charakter seiner Mutter nicht verspreche, in ihr zu finden, was er suche.

Frau von Tencin hätte ihm mit reizender Grazie geantwortet, wäre von seiner Bitte entzückt gewesen und habe es übernommen, ihm in allen Dingen zu rathen, und gesagt, daß sie ihn häufig, wie sie das Recht habe, als Tante und als Freundin zu sehen hoffe.

D'Argental war so entzückt, so glücklich, daß er ihr sehr schlecht dankte, daß er nicht wußte, was er denken sollte, und später, als wieder zu sich kam, suchte er sie bei allen seinen Freunden, um ihr seine Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Es war sehr unschuldig, und ich sah kein Wort daran zu tadeln.

Mitten unter diesen Mittheilungen meines jungen

Freundes hörte ich die Thür meines Zimmers auf solche Weise schließen, daß wir fast auf den Rücken gefallen wären. Ich erinnerte mich dann, daß er da war, und mir fiel auch seine entsetzliche Eifersucht ein.

— Ah! rief ich, wir werden die Ursache irgend eines Unglücks sein — La Frenaye hat Alles gehört.

— Mein Gott, Madame, ich laufe zu meiner Tante.

— Hüten Sie sich davor. Das Mittel wäre schlimmer, als das Uebel. Die Gräfin wird sich schon allein aus der Verlegenheit zu helfen wissen; sie hat zu viel Verstand, um Furcht vor diesem Burschen zu empfinden.

— Es ist gleich, ich bin unruhig.

— Es ist keine Ursache dazu vorhanden, sage ich Ihnen. Sie wird mit einigen Strafpredigten, einigen Drohungen, einigen in die Luft abgefeuerten Pistolen davon kommen, und das Alles wird ihn besänftigen.

Der junge Mann verließ mich auf der Stelle; dessenungeachtet möchte ich nicht behaupten, daß er nicht ein wenig in seine Tante verliebt war, ohne es sich träumen zu lassen, denn obgleich d'Argental die Demoiselles und die Schauspielerinnen besuchte, hatte er doch eine seltene Reinheit der Gefühle bewahrt.

Ich erfuhr später von Frau von Tencin, was aus dieser Unterredung hervorging und welche schreckliche Folgen sie hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Frau von Tencin war eben nach Hause gekommen, als Herr de la Frenaye erschien. Seine Bläße, das Zittern seiner Stimme verkündete einen Sturm; sie war daran gewöhnt und erschrak nicht darüber. Sie fragte ihn in sehr ruhigem Tone, mit wem er es zu thun habe?

Er sank auf den ersten Stuhl nieder und blieb fast ohne Bewußtsein dort sitzen. Die Gräfin näherte sich ihm und wiederholte seine Frage.

— Was ich habe, Madame, was ich habe? — Sie wagen, mich darnach zu fragen?

— Nun ja, ich frage darnach, ich werde immer darnach fragen. Sie sind entweder wahnsinnig oder krank.

— Ich bin weder wahnsinnig noch krank, Madame; ich bin endlich aufgeklärt worden. Ich kenne Sie, ich habe das Geständniß aus dem Munde Ihres Mitschuldigen gehört.

— Welches Mitschuldigen?

— Oh! diese Frechheit! Sie haben also mehrere, da Sie nach dem Namen fragen?

Frau von Tencin brach in ein lautes Lachen aus.

— Das ist groteskkomisch — niedrigkomisch, und ich

will nicht mehr davon hören; ich nehme es nicht zurück, Sie sind entschieden wahnwitzig.

Der arme Mann war es offenbar, und er bewies es, aber dieser Ausbruch war noch nicht der vollständige Ausbruch. In dem Augenblick, als sie es am wenigsten erwartete, unterbrach er sich, um von ihr seine Taschenpistolen zurückzufordern, die er ihr geliehen hatte.

— Ah! die will ich Ihnen sogleich zurückgeben.

Sie ging zu ihrem Bureau, wo sie sie eingeschlossen hatte, und überreichte sie ihm.

— Sie geben sie mir? Sie fürchten nicht, daß ich davon Gebrauch mache, Madame? versetzte er mit erneuerter Wuth.

— Und gegen wen?

— Gegen Ihren Neffen, gegen diesen kleinen d'Argental, der die Kühnheit hat, Sie zu lieben, und dessen Liebe Sie anzunehmen die Schändlichkeit haben.

Die Gräfin lachte noch stärker.

— Oh! mein Neffe! mein Neffe! es handelt sich um meinen Neffen! meinen Neffen wollen Sie tödten? Es ist bewundernswürdig! in Wahrheit ich konnte nicht weniger von Ihrer Güte und Vernunft erwarten.

Er erhob die Pistole in die Luft. Frau von Tencin nahm die andere, indem sie neben ihm stand, und erhob sie gleichfalls, aber ohne eine feindliche Absicht, denn die Waffen waren nicht geladen.

— Ah! Madame, Sie wollen mich ermorden, wie Sie versucht haben, Herrn von Nocé zu ermorden, ich

sehe es wohl. Sie haben mehrere Liebhaber vergiftet die dem Cardinal mißfielen; ich hätte beinahe dasselbe Schicksal gehabt, ich bin demselben durch ein Wunder entgangen, man hatte es mir gesagt, und ich glaubte es nicht, jetzt aber zweifle ich nicht daran.

Die Gräfin wurde aufmerksam bei dieser Beschuldigung; dennoch war es nicht das erstemal, daß dieselbe zu ihr gelangte, und sie war deshalb schon ein wenig unruhig gewesen.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß mehrere Personen am folgenden oder zweiten Tage nach einem Mittagessen bei ihr gestorben waren. Diese Personen waren Dubois verdächtig, und man verfehlte nicht, ihn zu beschuldigen. In diesem Jahrhundert sind die Vergiftungen in der Mode; wegen der geringsten Veranlassung hat man Jemand in Verdacht und überführt ihn.

Sie hatte indessen die Geistesgegenwart, ihn reden zu lassen und sich nicht zu vertheidigen. Sie hörte ihn zu Ende an und schloß ihm mit ihren Liebkosungen den Mund. Er widersetzte sich ihr nie und er verehrte sie so abgöttisch, daß er völlig den Verstand davon verlor.

Sie besänftigte ihn durch ein Wort, bis seine Eifersucht von Neuem begann und er sein unsinniges Geschrei fortsetzte.

Was mir in dem Allen nicht gefällt, ist, daß die Gräfin beträchtliche Summen bis zu vierzig- und funfzigtausend auf einmal bei sich hatte deponiren lassen. Es konnte nicht für sie sein, sie liebte das Gold nicht, und

machte sich nichts daraus, es war also für ihren Bruder. Andererseits indessen ist durch ein Billet, wovon ich hier die Abschrift mittheilen werde, bewiesen, daß der Erzbischof (denn er war jetzt bereits Erzbischof von Embrun) ihr Geld borgte. Dieser ganze Theil der Geschichte ist ziemlich dunkel.

D'Argental, der außer Athem bei seiner Tante ankam, wurde nicht zu ihr gelassen. Die Diener, die an diese Scenen gewöhnt waren, ließen Niemand ein, wenn dieselben stattfanden. Nichts war bekannter, als dieser vertraute Umgang, man sprach überall davon, und Voltaire lachte tagelang darüber. Er war in ausgezeichnetem Grade ein Affe und copirte La Frenaye's Wuth. Er hatte sogar darüber eine Parodie des Wahnsinns des Orest in Versen gemacht, die sich nach seinem Tode unter seinen Papieren finden muß; er hat sie aus Rücksicht für seine lieben Engel, die d'Argental, nicht herausgegeben.

Dabei verblieb die Sache und einige Tage ging Alles gut.

Plötzlich zeigte der Liebende eine auffallende Traurigkeit, er ging mit gekreuzten Armen ganz allein in den dunklen Alleen der Tuillerien, er sprach laut, zeigte die Faust, redete eingebildete Wesen an, so daß er die Aufmerksamkeit der Gärtner erregte, welche den Oberaufseher besonders auf ihn aufmerksam machten, und dieser ihn besonders überwachte.

Als er zu der Gräfin Alexandrine kam, stieß er häufig Ausrufungen aus wie:

— Sie wollen es? Dies wird übel werden!

Oder auch:

— Sie lieben ihn, Unglückliche!

— Wen denn? fragte sie.

— Ihr Herz antwortet für mich, ich habe nicht nöthig, ihn zu nennen.

Sie wohnte damals in der Rue St. Honoré nahe beim Palais Royal.

Eines Abends kam er ziemlich spät zu ihr, es war im Monat April; es war herrliches Wetter und es herrschte eine frühzeitige Wärme. Er machte ihr den Vorschlag, am folgenden Tage zu den Wiesen von Saint Gervais zu gehen, um Veilchen zu pflücken und die Lilien wachsen zu sehen.

— Nein, antwortete sie, ich liebe das Land in dieser Jahreszeit nicht, es ist kalt, es sind weder Blumen noch Früchte da, man weiß nicht, wo man sich hinsetzen soll, Moos und Gras sind noch nicht hervorgekommen. Reden Sie mir vor dem Monat Mai nicht von Ihren Idyllen.

— Sie wollen es nicht?

— Nein.

— Sie haben etwas Anderes zu thun?

— Durchaus nichts.

— Jemand zu empfangen?

— Niemand.

— Ich kann also kommen?

— So viel Sie wollen.

— Da werde ich kommen, zweifeln Sie nicht daran.

— Kommen Sie.

Nur erinnern Sie sich an Ihre Worte und vergessen Sie sie nicht, Gräfin. Ich werde zurückkehren, um Sie abzuholen, wenn das Wetter schön ist.

— Warum wollen Sie sich diese Mühe geben, ich werde nicht gehen.

— Hören Sie mich zu Ende. Ich werde kommen, um Sie abzuholen, und wenn Sie es mir noch verweigern, nun — nun so werden Sie sehen, was daraus erfolgen wird.

— Noch eine Scene und neue Drohungen!

— Sie werden sehen, sage ich Ihnen. Leben Sie wohl.

Er ging fort und sie hielt ihn nicht zurück, er langweilte sie. Am Abend kamen ihre gewohnten Gäste, man war sehr heiter, Fontenelle unter Anderen war blendend.

La Frenaye trat ein, ohne mit irgend Jemand zu sprechen, er grüßte die Gräfin kaum und begab sich in einen Winkel. Man achtete nicht auf ihn; eine angenehme Verhandlung fand zwischen d'Argental und dem Verfasser „der Welten" statt. Sie scharmützelten eine Stunde nach besten Kräften. Frau von Tencin hörte ihnen mit Vergnügen zu.

La Frenaye durchschritt den Kreis. Ich war dabei; ich sehe ihn noch; er ging gerade auf seine Geliebte zu und sagte in unbeschreiblichem Tone zu ihr:

— Theilen Sie doch den Preis aus, Madame, das Tournier ist für Sie geschehen.

Jeder sah ihn an, man verstand ihn nicht, man erinnerte sich erst später daran. Nach einem Augenblick sprach Jemand den Namen des Grafen de Nocé aus, La Frenaye redete diese Person an.

— Er ist noch immer sehr krank, nicht wahr? fragte er.

— Verzeihen Sie mein Herr, er befindet sich vortrefflich.

— Es ist unmöglich, er sollte todt sein.

Man brach in ein lautes Lachen aus.

— Lachen Sie immerhin, fuhr er fort, wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Nach dem bescheidenen Abendessen, welches uns die Gräfin gab, entfernte man sich, und La Frenaye führte mich bis zu meinem Wagen.

— Leben Sie wohl, Madame, sagte er zu mir, als er mich verließ. Ich denke, ich werde Sie nicht so bald wiedersehen.

— Sie reisen ab?

— Ja, ich reise ab.

— Auf lange?

— Auf eine große Reise, die wir alle machen werden.

— Ach, mein Gott! noch immer Ihre Ideen!

— Madame, ich habe diesen Morgen den Todesstreich empfangen, uud diesen Abend wieder einen, ich bin zweimal getroffen worden; Sie werden sehen, was geschehen wird. Kommen Sie morgen nicht in diese Woh-

nung, es ist der letzte Beweis der Freundschaft, den ich Ihnen gebe.

— Ich werde im Gegentheil hierher kommen.

— Da haben Sie es sich selber zuzuschreiben. Leben Sie wohl.

Und er verließ mich, ohne einen Gruß.

Ich kehrte in meine Wohnung zurück und dachte nicht mehr daran.

Am folgenden Tage nahm ich mir vor, zu der Gräfin zu gehen und mit ihr darüber zu lachen und zu plaudern. Ich bekam Besuch und war daher nicht frei; ich hatte selber damals viele Beschäftigungen und Kummer. Vielleicht, wenn ich meinen Plan hätte ausführen können, wäre das Unglück nicht geschehen.

Frau von Tencin war allein; das Wetter war sehr schön, wie am Tage zuvor. Pont-de-Veyle und seine Mutter waren bei guter Zeit gekommen; sie wollten nach Meudon zu Frau von Coatqueen gehen, und Frau von Tencin weigerte sich, ihnen zu folgen; sie war unwillkürlich ungeduldig wegen dieses Wahnsinnigen.

Gegen zwei Uhr kam er.

— Madame, sagte er düsterer und wilder, als gewöhnlich, ist es Ihnen gefällig, heute auf die Wiesen von Saint Gervais zu gehen?

— Nein, nicht mehr, als gestern.

— Da lieben Sie mich nicht. Ich war dessen gewiß, ich kann nicht daran zweifeln, und mein Plan ist gewählt.

— Welcher?

— Sie werden es erfahren, Madame, aber vorher müssen Sie wissen, daß meine Vorsichtsmaßregeln genommen sind, und daß dies Alles auf Sie zurückfallen wird.

Indem er diese Worte sagte, zog er einen Gegenstand aus der Tasche.

Vierzehntes Kapitel.

Dieser Gegenstand war eine Pistole, diesmal sehr gut geladen und gespannt. Frau von Tencin beunruhigte sich nicht darüber, sie hielt die Sache nicht für ernster, als gewöhnlich.

— Sehen Sie sie wohl an, fuhr er fort, es ist meine Rettung. Ich habe nur eine; ich habe nur eine nehmen wollen, denn wenn ich noch eine genommen, hätte ich dem Verlangen nicht widerstehen können, Sie mit mir zu nehmen, wohin ich gehe.

— Ich danke Ihnen, ich befinde mich ganz wohl hier.

— Sie werden sich bald nicht mehr so wohl befinden, denn Sie werden ein trauriges Schauspiel sehen. Adieu, Undankbare, Boshafte, Verworfene! Adieu! Sie tödten mich; Sie haben mich elend gemacht, und ich kann diesem Unglück nicht widerstehen. Sein Sie verflucht, Sie, Ihre Liebhaber, Ihr Bruder und Alles, was Sie lieben.

Als er diese Worte beendete, setzte er sich die Pistole vor die Stirn, und ehe Frau von Tencin den Argwohn

haben konnte, daß er diesmal im Ernst sprach, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf, so daß sie bespritzt wurde.

Man kann nicht sagen, was sich darauf begab. Diese Frau, die kein Herz besaß, die diesen Unglücklichen nie geliebt hatte; diese Frau, die vor allen Dingen die Verlegenheiten und Hindernisse aus ihrem Leben entfernen wollte; diese Frau mußte, als der erste Augenblick vorüber war, an die Folgen denken, welche aus dieser schrecklichen Katastrophe entstehen mußten. Sie war Anfangs überrascht, erschrocken, dann unruhig um ihrer selbst willen; Schmerz und Bedauern fanden sich nicht ein. Vielleicht war sie sogar entzückt, von diesem Eifersüchtigen befreit zu sein. Die Art, wie es geschehen war, mißfiel ihr allein.

Sie würde lange an derselben Stelle und in demselben Zustande geblieben sein und die Leiche angestarrt haben, ohne sie zu sehen, wären nicht ihre Leute, beunruhigt von dem Pistolenschusse und bekannt mit der beständigen Wuth La Frenaye's, hastig herbeigeeilt. Sie blieben von diesem Schauspiele ergriffen stehen; und als sie ihre Herrin ebenso unbeweglich wie ihren Liebhaber sahen, hielten sie sie für todt, wie ihn, und begannen ein schreckliches Geschrei auszustoßen.

In einigen Minuten war das Zimmer mit Menschen angefüllt, dieses bevölkerte Stadtviertel gerieth bald in Aufregung, und man ging, die Justiz herbeizuholen, die sich nicht bitten ließ, zu kommen.

Da fanden nur Thränen, Erstaunen, Fragen statt; man wollte diesen entstellten Körper wegnehmen, man wollte die Gräfin entfernen, die wie vernichtet dalag, und nicht im Stande war, sich zu bewegen; man wollte ihr andere Kleider anlegen und diese schrecklichen Spuren beseitigen; man überhäufte sie mit Fragen, man beklagte sie, man beschuldigte sie, sie antwortete nicht, vertheidigte sich nicht und gab keine Erklärung; es war ein Wesen ohne Bewegung und Willen. Diese Soldaten, dieses Volk, diese Frauen, die sie umgaben, diese Berührung mit der Canaille, dieser üble Geruch von dem Blut und von so vielen Personen in einem kleinen geschlossenen Zimmer, die Aufregung, die Furcht, alle diese vereinten Empfindungen drangen auf ihr Herz ein, und sie befand sich übel.

Unter dem Herzen, unter dem physischen Herzen wenigstens, verstehe ich dieses Herz, welches sich erhebt, wenn es von einer ungewohnten Sache afficirt wird, von dem anderen ist nicht die Rede, und ich will nicht, daß man mich beschuldigt zu lügen.

Die vertraute Kammerfrau der Gräfin, als sie sich allein diesem Abenteuer gegenüber sah, hatte glücklicherweise die Geistesgegenwart, den Erzbischof und Frau von Fériol rufen zu lassen. Ich befand mich bei dieser Letzteren, und wir eilten dorthin.

Wenn ich hundert Jahre lebte, und man gibt mir die Versicherung, daß ich sie erlebe, würde ich dieses Schauspiel nicht vergessen. Wie es scheint, hatte Frau von Tencin Feinde unter dieser Menge, denn sie wollten

das Haus nicht verlassen und schrien, man müsse sie sogleich in das Chatelet führen, denn sie habe diesen Mann ermordet. Einige Andere vertheidigten sie, und ungeachtet der Unwahrscheinlichkeit, ja der Unmöglichkeit der Thatsache muß ich gestehen, daß sie weniger zahlreich waren.

Die Gegenwart des Erzbischofs beruhigte sie ein wenig oder that ihnen wenigstens Zwang an. Sie schwiegen, aber ihre Blicke sprachen, und sie waren sehr drohend. Ich bin vor der Menge nicht tapfer, ich wäre gern weit entfernt gewesen, indessen behauptete ich meine Fassung.

— Was gibts denn? fragte Herr von Tencin mit stolzer Miene; was bedeutet dieses Gerücht? Es ist ein Unglück in diesem Hause geschehen; respectiren Sie es und entfernen sich.

Sie blieben.

— Ich werde Gewalt brauchen lassen, verstehen Sie mich? Frau von Tencin muß sich von diesem entsetzlichen Schrecken erholen, stören Sie ihre Ruhe nicht mehr. Ein Wahnwitziger, von ihrer Tugend zurückgewiesen, hat sich zu ihren Füßen getödtet; es ist ein großer Gegenstand der Trauer, aber kein Gegenstand des Scandals.

Bei den Worten die Tugend der Frau von Tencin erscholl, ungeachtet der ernsten Veranlassung, ein lautes Lachen aus allen Winkeln des Saales. Herr von Tencin wurde fast davon in Verlegenheit gesetzt, indessen ließ er sich nicht ganz außer Fassung bringen.

Die Justiz schritt zu der Entfernung der Leiche, die

Menge folgte, blieb aber vor der Thür stehen und vermehrte sich von den Vorübergehenden; es war ein Aufstand in dem Stadtviertel. Die drohendsten Bemerkungen wurden über die Gräfin und ihre Familie ausgesprochen. Man hörte sie sogar laut sagen:

— Sie ist eine Mörderin; aber es wird ihr nichts geschehen, sie ist eine alte Maitresse dieses alten Grasaffen Dubois. Ah! wenn es Jemand von uns wäre, würde der Greveplatz nicht Galgen und der Henker nicht Stricke genug haben.

Dies fing schon damals an; und welche Fortschritte haben die Herren Philosophen im Raisonniren dieses Volk machen lassen, welches bald gar nicht regiert sein wollte. Es ist sehr einleuchtend, wenn Gott sich nicht thätig einmischt, so ist die Monarchie verloren.

Wir blieben sehr lange bei der Gräfin, um eine Art von Rath zu halten.

— Es ist kein Augenblick zu verlieren, sagte Frau Fériol, mein Bruder, handle Deinerseits, ich werde meinerseits handeln. Ich werde den Marschall aufsuchen und ihn zu dem Herzog schicken, es ist wichtig, daß er von uns in Kenntniß gesetzt werde, ehe er von einer andern Seite irgend etwas erfährt, denn die Verleumdungen werden so schnell verbreitet.

— Und ich, fügte d'Argental hinzu, ich will zu Frau von Prie laufen, wir müssen Sie in diesem Falle für uns haben.

— Ich weiß nicht, was ich will, versetzte der Erz-

bischof. Meine Schwester, meine arme Schwester! welch' ein entsetzliches Unglück!

— Es ist keine Veranlassung zu klagen, fügte ich hinzu, erlauben Sie mir zu sagen. Wenn ich in irgend etwas nützen kann, so verschonen Sie mich nicht.

Man schickte mich zu dem Herzog von Luynes, von welchem ich eine seltsame Antwort erhielt:

— Wenn Sie nicht mit diesen Leuten verkehrten, Madame, würden Sie keine solche Unannehmlichkeiten haben, und nicht genöthigt sein, für eine solche Intrigantin, wie diese Nonne, die ihr Gewand abgelegt hat, zu bitten. Seit langer Zeit haben Frau von Luynes und ich darauf verzichtet, Ihnen Vorstellungen zu machen, aber wir werden uns in nichts mischen und uns weder um Sie noch um Ihre Freunde bekümmern. Sie hätten mit uns in Gesellschaften gehen können, zu welchen Ihre Geburt Sie berechtigt, Sie haben diese Gaukler vorgezogen, tragen Sie die Strafe dafür, ich beklage Sie nicht.

Von der Art war die Nachsicht und Menschenliebe meines frommen Oheims. Meine Tante war besser, sie hätte mich nicht so empfangen. Sie hat fortwährend mit mir verkehrt und mich bis zum Tode unterstützt, wofür ich ihr vielen Dank schuldig bin.

Das Erste, was die Leute des Königs thaten, war, La Frenaye's Papiere zu durchsuchen. Man fand zuerst einen an den Erzbischof adressirten und in folgenden Ausdrücken abgefaßten Brief, den man unter den Beweisstücken des Processes finden kann.

Er ist wie von einem Schuhflicker geschrieben; für eine Frau von so viel Geist war es ein drolliger Liebhaber.

„Mein Herr, es ist mir sehr leid, zu sterben, ohne im Stande zu sein, Sie zu bezahlen. Ich habe die äußersten Anstrengungen gemacht, um Ihnen das zu bezahlen, was ich Ihnen bezahlt habe. An dieser Unfähigkeit ist Ihre Schwester Schuld. Nachdem ich seit drei Jahren vor ihrer beiderseitigen Dienerschaft wie in einem Liebeshandel gelebt, hat sie sich meines ganzen Vermögens bemächtigt, mein Vertrauen gemißbraucht, indem ich Alles unter ihren Namen stellte, hat sie mich in die grausame Nothwendigkeit versetzt, umzukommen. Wenn Sie die Strafe Gottes vermeiden wollen, schicken Sie sie in ihr Kloster zurück, aus welchem sie gewiß nicht auf ordnungsmäßigem Wege befreit worden ist.“

Neben diesem wunderlichen und unzusammenhängenden Briefe befand sich ein Testament, welches gerade das Gegentheil sagte. Hier der Anfang. Ich werde nichts von den Angelegenheiten der Erbschaft erwähnen, wovon Niemand je etwas verstanden hat.

„Auf die Ankündigungen und Drohungen, die ich seit langer Zeit von Frau von Tencin erhalten habe, mich zu ermorden oder mich ermorden zu lassen, und was ich vor einigen Tagen sogar geglaubt habe, daß sie es ausführen würde, weil sie eine von meinen Taschenpistolen abgeborgt hat, welche ich ihr zu geben den Muth gehabt habe, und da sie, so viel ich bestimmt weiß, Alles gethan

hat, was sie konnte, um Herrn von Nocé ermorden zu lassen, und da ihr Charakter sie zu dem größten Verbrechen fähig macht, so habe ich geglaubt, daß die Vorsicht, mein Testament zu machen, wie es hier folgt, sehr angemessen sei."

Weiter unten sagte er:

„Diese Elende ist so verworfen, daß die Erinnerung an sie mich schaudern macht. Die öffentliche Verachtung, Frevelthaten, grausame Handlungen, dies Alles ist zu schwach, um auszudrücken, was ich erlebt habe. Aber ihr großer Haß ist davon hergekommen, daß ich sie überrascht habe, als sie mir vor einem Jahre mit ihrem alten Liebhaber Fontenelle untreu geworden, und daß ich entdeckt habe, wie sie ein neues Liebesverhältniß mit ihrem Neffen d'Argental angefangen.

Ich ende damit, die Gerechtigkeit des Herzogs und des Siegelbewahrers anzuflehen. Sie dürfen nicht zugeben, daß diese Unglückliche ihr schändliches Leben noch länger fortsetze. Sie ist in das Kloster Monfleury in der Nähe von Grenoble eingetreten; man muß sie nöthigen, dorthin zurückzukehren, um dort ihre Sünden abzubüßen."

Man sieht ein, daß man nach ähnlichen Beweisen nicht dabei stehen bleiben durfte, sondern daß man den Proceß fortsetzen mußte.

Ehe der Marschall und Herr von Tencin handeln konnten, wurde die Gräfin in ihrem Hause in unserer Gegenwart verhaftet.

Ich entfernte mich, aber d'Argental wollte seine Tante begleiten, und man wagte nicht, ihn daran zu verhindern. Sie war nicht überführt, sie war nur angeklagt, und man konnte sie nicht mit der äußersten Strenge behandeln. Der Criminalrichter erwartete sie im Chatelet mit La Frenaye's Leiche.

Man ließ sie geradezu in den Saal eintreten, worin dieselbe sich befand. Sie wußte es nicht, und als sie sie erblickte, stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus und wurde ohnmächtig in den Armen ihres Neffen, der die Richter für Barbaren erklärte.

Man brachte sie wieder zu sich, stellte ihr einen Lehnsessel hin und bezeugte ihr einige Rücksicht, aber ohne diesen schrecklichen Gegenstand aus ihren Augen zu entfernen. So blieb sie vier Stunden. Man befragte sie auf alle mögliche Weise, richtete die umständlichsten Fragen über ihr vergangenes Leben an sie, und ging sogar so weit, sie zu befragen, wie viele Liebhaber sie gehabt und ob es wahr sei, wie La Frenaye es behaupte, daß sie mit Fontenelle und ihrem hier gegenwärtigen Neffen ein Liebesverhältniß gehabt habe?

D'Argental stand auf und war gerade daran, den Degen zu ziehen. Zwei Gerichtsdiener hielten ihn zurück.

— Verhalten Sie sich ruhig, junger Mann, sagte der Criminalrichter, und beleidigen Sie das Gericht nicht. Zu dem, was wir thun, haben wir volles Recht.

D'Argental schwieg, beruhigte sich aber nicht, wie

man sich leicht denken kann, da die Sitzung nicht angenehm für ihn war, der seine Tante so zärtlich liebte.

Als das Verhör geendet war, fühlte sich die Gräfin völlig erschöpft. Man trennte sie von ihrem Neffen und führte sie ins Gefängniß, an den Ort, wo man in Chatelet die Verbrecher unterbringt. Sie wurde davon erschreckt und brachte eine entsetzliche Nacht zu. Man mußte einen Arzt holen, was ihre Feinde nicht verfehlten auszulegen, als ob die Gewissensbisse sie tödteten.

Funfzehntes Kapitel.

Indessen waren Ihre Freunde thätig und ließen dem Herzog und dem Parlament, welches sich durchaus mit der Sache beschäftigen wollte, keinen Augenblick Ruhe.

Der Erzbischof brachte es durch viele Bitten und Thränen, denn er ging überall hin, um zu weinen, dahin, daß man sie in die Bastille brachte; es war eine Verbesserung, und man hielt sie nicht mehr unter den großen Verbrechern vom Bürgerstande gefangen, die für den Grèveplatz bestimmt waren.

Sie blieb dennoch in strenger Haft; es war verboten, sie zu besuchen, man konnte nicht bis zu ihr gelangen, und selbst die Briefe kamen nicht an sie. Man versuchte ihr einige Leckerbissen zukommen zu lassen, aber sie erhielt sie nicht.

Man kann sich nicht vorstellen, was sie bei dieser Absonderung litt, sie wäre beinahe wahnsinnig geworden. Sie, an die große Gesellschaft, an Geist, an eine so süße Schmeichelei, welche sie umgab, gewöhnt, man begreift leicht, was sie empfinden mußte, ohne die Unruhe wegen der Zukunft zu rechnen.

Niemand glaubte indessen an einen Mord, man dachte

viel Böses von ihr, aber selbst ihre Feinde sahen ein, daß sie sich anders dabei benommen haben würde. Man mordet nicht mit der Gewißheit, dafür gestraft zu werden und die Frucht seines Verbrechens nicht zu ernten, wenn nicht eine wilde Leidenschaft vorherrscht, und Frau von Tencin war nicht leidenschaftlich.

Dennoch mußte eine Untersuchung stattfinden, weshalb sie mehrere Monate im Gefängnisse blieb. Endlich kam die Sache vor den Staatsrath. La Frenaye wurde noch im Tode verurtheilt, Frau von Tencin von der Beschuldigung freigesprochen und La Frenaye's Testament feierlich für nichtig erklärt.

Der Erzbischof besuchte seine Schwester nach dem Urtheilsspruche und acht Tage lang wurde ihr Haus nicht leer. Ich war eine der Ersten, die zu ihr eilten; ich hatte lebhaften Antheil an ihrer Verhaftung genommen und dann wollte ich ihr Gesicht sehen. Man sagte, sie sei so verändert und habe so gealtert, daß ich mich auch davon zu überzeugen wünschte.

Sie war groß, sie hatte von Natur einen langen Hals, sie war mager und trocken; als sie aber aus dem Gefängniß kam, war sie ein Skelett. Sie war zu jener Zeit beinahe fünfundvierzig Jahre alt, und man sah es ihr nicht an, nach ihrem Abenteuer schien sie sechzig zu sein.

Sie bemerkte mich schon aus der Ferne und rief mir entgegen:

— Ah, meine liebe Marquise, es ist aus damit, ich habe mein letztes Wort gesagt.

— Warum das? Sie haben noch Geist genug, so daß die Unterhaltung Ihnen gestattet sein muß.

— Ah, meine Königin, ich bin stumm, und will nicht mehr von diesen Leuten reden hören. Ich will für meinen Bruder, für meine Freunde, für die Wissenschaften leben; übrigens weiß ich nicht mehr, ob es Männer auf der Welt gibt.

— Ich glaube es wohl, Madame, und doch —

— Sie sind sehr jung und finden mich sehr alt, um noch an die Galanterie zu denken, Sie meinen, ich sollte damit zu Ende sei. Ah! die Zeit vergeht auch für Sie; Sie werden bald auf dem Punkte sein, wo ich bin, und dann erfahren, daß man sich niemals zu alt hält, um zu gefallen.

— Ich glaube es nicht, Madame.

— Sie werden es sehen, ich bin auch wie Sie gewesen. Ein Schleier zieht sich über die Spiegel.

So plauderten wir lange und ich fand sie sehr entmuthigt. Sie hielt Wort und beschäftigte sich nur noch mit ihren Romanen.

Sie war von dieser Zeit an bis an ihren Tod in alle Intriguen verwickelt und dessenungeachtet bei Hofe gut angeschrieben. Unter dem Hofe verstehe ich die Minister und die Gesellschaften, denn beim Könige und der Königin hatte sie keinen Zutritt. Es war keine Aussicht, daß sie

dahin gelangen würde, bei ihren Proben und besonders bei ihrem Rufe. Zwei solche waren zu viel.

Sie hatte eine Correspondenz und eine Freundschaft, worauf sie viel gab, mit dem Papst Benedict dem Dreizehnten glaube ich. Er schickte ihr sein Portrait und sie zeigte Allen, welche kamen, seine Briefe; darum wurde sie aber dennoch nicht heilig gesprochen.

Sie hatte Voltaire zum beständigen Feinde, der ihr keinen guten Faden ließ und sie wie eine Orange abschälte.

— Doch würde ich noch eine Gabel nehmen, fügte er hinzu; ich würde sie nicht mit den Fingerspitzen anrühren.

Ich glaube schon gesagt zu haben, daß jedes von Beiden einen verschiedenen Grund von diesem Hasse angab. Sie behauptete, er habe ihr den Hof gemacht und sie habe seine Huldigungen zurückgewiesen. Er dagegen versicherte, daß er nicht daran gedacht habe, und daß gerade das Gegentheil der Fall gewesen. Man bestrafe ihn wegen dieser Gleichgültigkeit, und man habe sie noch viel mehr deshalb bestraft. Die Gräfin, versicherte er, habe ihre Zeit in der Bastille dazu benutzt, ihn bei dem Regenten und bei Dubois als den Verfasser von: „Ich habe gesehen" zu denunciren.

— Es ist um so schlimmer von ihrer Seite, da sie die Wahrheit wußte; sie hat die Bosheit der Oenone und nicht die der Phädra angewendet; sie hat nicht die Leidenschaft dieser Unglücklichen zur Entschuldigung. Sie ist trocken am Körper, trocken am Herzen, trocken an

Phantasie; es ist ein Pergament, auf dem man nichts lesen kann, und welches die Ratten angefressen haben.

Ihr Bruder, der in der That als Gehülfe des Cardinal von Bussy in Rom gewesen war, kehrte später in der Eigenschaft eines Geschäftsträgers zurück. Er besorgte dort nicht nur die Geschäfte Frankreichs, sondern zuerst die des Cardinal Dubois, seines Patrons, und dann seine eigenen.

Er ließ sich nach einander zum Erzbischof von Embrun, Erzbischof von Lyon und endlich zum Cardinal ernennen. Er hielt ein Concil in Embrun gegen den Bischof von Senezy und er setzte alle Federn der Zeitungsschreiber in Bewegung.

Er drängte sich in die dichtesten Geschäfte ein; er schrieb wenig und wollte nur zwei Dinge: viel Geld haben und erster Minister werden.

Das Erstere erlangte er, und war im Begriff, das Letztere zu erlangen. Der Cardinal Fleury stellte sich, als wollte er ihn zu seinem Nachfolger ernennen, doch geschah es nnr, um ihn dem Könige im Voraus verleidet zu machen und ihn zu verhindern, dazu zu gelangen. Ich habe nie einen Affen, eine alte Frau, einen Schüler oder einen Procurator gesehen, der boshafter und verschlagener war, als dieser achtzigjährige Cardinal. Ich glaube, er hat bis in die dritte Generation seine Feinde vorausgesehen und ihnen Schranken entgegengestellt.

Ich habe immer meinen Verkehr mit Herrn von Tencin selbst nach dem Tode seiner Schwester fortgesetzt und

wir werden ihn zur Zeit des Fräulein von Lespinasse wiederfinden.

Ich bin zu einem Augenblick meines Lebens gekommen, wovon schmerzlich zu erzählen ist. Indessen führten fast alle dieses Leben; man hätte mehr Muth und Tugend bedurft, als ich hatte, um dem Strome zu widerstehen, der uns fortriß. Ich will mit den Tencins ein Ende machen, und ein Abenteuer erzählen, welches uns gemeinschaftlich betraf, und dessen Folgen für mich fortdauerten, während es für sie nur die Dauer eines unerwarteten Eindrucks hatte. Indessen wird es, um den Charakter Beider zu schildern, als letzter Pinselstrich dienen.

Es war die Rede von einem wunderbaren Schlosse, von einem Finanzpächter gegen Ende seines Lebens für eine Geliebte erbaut, die er zu haben vorgab, und die nie etwas Anderes für ihn war, als ein Hausschild. Er vergoldete sie von allen Seiten; so machten es diese Finanzpächter, und die Umgebungen von Paris waren von ihren Thorheiten voll.

Dieses Schloß, welches in einem köstlichen Winkel des Waldes von Senart lag, hatte unermeßliche Summen gekostet. Man hatte künstliche Wasserleitungen, Springbrunnen, Wasserfälle und kleine Flüsse, ja selbst einen See angelegt. Die Bäume waren herrlich; dies glich einem jener verborgenen Schlösser in den Feenmärchen, wo man Prinzessinnen einschließt, die von bösen Zauberern verfolgt werden.

Herr von Tencin hatte Lust, ein Landgut zu besitzen;

dieses war zu verkaufen, weil die Gottheit sich mit ihrem Wohlthäter entzweit, und seine Wohlthaten verschwendet hatte, so daß sie der Willkür ihrer Gläubiger preisgegeben war.

Samuel Bernhard weigerte sich, ihr beizustehen, und verhinderte sie nicht, das Paradies zu verkaufen. Man ging aus Neugierde dorthin, selbst wenn man nichts dort zu thun hatte, und es kam in die Mode, dieses Wunder anzusehen. Das Hübsche von der Sache, um die Vergleichung mit dem Feenschlosse zu beenden, ist, daß Alles wie auf einen Schlag mit dem Zauberstabe verschwand. Der alte Banquier kaufte es unter der Hand wieder und ließ Alles, was er erbaut hatte, dem Boden gleich machen. Man sah keine Spuren mehr davon.

Frau von Tencin und der Erzbischof kamen, mir eines Tages den Vorschlag zu machen, diesen schönen Ort zu besuchen, und ich willigte gern ein. Wir fuhren in der Carosse des Erzbischofs ab, der Niemand weiter bei sich hatte, als einen gewissen Abbé d'Aillan, seinen Kaplan, eine Art von Marionette, den er überall mitnahm, und der, sobald er sich niedergesetzt hatte, einschlief. Nichts konnte bequemer sein, und es war, als wenn er ihn ausdrücklich bestellt hätte.

Wir plauderten ganz heiter auf dem Wege. Diese Promenade nach dem „Paradiese" war hinlänglich besucht, so daß ein Gastwirth hier wohl ein Zelt aufschlagen und vortreffliche Geschäfte hätte machen können, wenn er den Besuchern zu essen gegeben. Das Wetter war vor-

trefflich; es war sehr heiß. Wir hatten eine Menge Obst bei uns. Dubois schickte der Gräfin jeden Morgen vortreffliche Früchte.

Sie und ihr Bruder genirten sich nicht sehr vor mir; indessen waren sie sehr besorgt wegen dessen, was zwischen mir und dem Regenten vorgegangen war. Sie vermutheten irgend ein Einverständniß, und da der Abbé für nichts zählte, weil er den Schlummer des Gerechten schlief, so hatten sie einander das Wort gegeben, während der kleinen Reise meine Beichte zu hören.

Ich sah den Herzog von Orleans zuweilen insgeheim, wenigstens was mich betraf, denn ich glaube nicht, daß er sich genirte. Ich hatte mich geweigert, bei irgend einem Souper zu erscheinen, und irgend Jemand zu sehen, und außer der Frau von Parabère hatte ich durchaus Niemand eingestanden, was sich zugetragen hatte. Unter ihren übrigen Eigenschaften hatte Frau von Parabère die einer unbedingten Verschwiegenheit. Ich war ihrer gewiß, auch beschuldigte ich Niemand, als den Herzog von Orleans, als ich sah, daß mein Abenteuer bekannt geworden war. Ich wollte es um keinen Preis gestehen; dieses Gerücht machte der Sache ein Ende.

Dahin kam es nach meiner Spazierfahrt zu dem Paradiese. Larnage, der durch diese Vertraulichkeit mit Seiner Hoheit zurückgedrängt worden war, und der doch nicht aus meinem Herzen gekommen war, kehrte in mein Gedächtniß zurück. Ich empfand starke Versuchungen, ihn zurückzurufen; ich that es. Er antwortete mir in einem

sehr respectvollen und zugleich sehr leidenschaftlichen Briefe, weigerte sich aber, mich zu sehen. Er litt an einer Art von Hypochondrie, die Alles in seinem Leben schwarz erscheinen ließ.

„Ich kann nicht zu Ihnen kommen, Madame, bei einer ähnlichen Gemüthsstimmung, Sie würden das erste Opfer davon sein; ich würde Sie langweilen, und ich weiß, wie sehr Sie die Langeweile fürchten. Man darf mich nicht beschuldigen, ich bin keiner so schrecklichen Ideen und widersinnigen Urtheile fähig, wie man mir zuschreibt. Ich liebe Sie noch immer mit derselben Leidenschaft; es scheint mir nur, daß Sie diese Liebe nicht verdienen, wie ich es ehemals glaubte. Verzeihen Sie mir, daß ich so zu Ihnen rede; ich leide. Ich werde zu Ihnen gehen, wenn ich geheilt bin, wenn Sie mich zu der Zeit empfangen wollen.“

Ich war keine Frau, ihm Gewalt anzuthun; ich nahm es an, und es war ein Unglück. Wenn er zurückgekehrt wäre, hätte er mich durch seine Gegenwart und Unterhaltung vielleicht verhindert, mich zu zerstreuen. Ich langweilte mich; daher kommen alle meine Narrheiten. Voltaire wiederholte es oft:

— Die Langeweile bringt alle Narrheiten der Frauen und alle Ausschweifungen der Männer hervor.

Ich begann den Kampf gegen diese alte Feindin, die mich so oft besiegt hat, mit welcher ich leben muß, und die ich nie selber habe besiegen können! Dieser ewige Kampf wird so lange wie mein Leben währen, ich werde

ihn nicht beseitigen. Die Langeweile ist meine Herrin, seitdem ich mich kenne. Dies führt mich zuweilen zu philosophischen Gedanken über das, was wir nicht wissen; es ist unmöglich, daß nicht noch sonst etwas Anderes dabei sein sollte, und daß die Seele hienieden ihr letztes Wort sagt.

Kehren wir jetzt zu meinem Besuche im „Paradiese" und zu dem zurück, was darauf folgte. Herr Walpole wird sagen, wenn er dies liest, daß ich capricenhaftig bin; ich weiß nicht, wo er diesen Hund von Wort aufgefischt hat.

Sechzehntes Kapitel.

Wir plauderten also in dieser Carosse, ziemlich zusammengerüttelt von den schlechten Wegen und unterbrochen von den Ausrufungen des Abbé, welcher zuweilen plötzlich erwachte. Es war sehr bequem für mich, die ich schweigen wollte, aber sehr unangenehm für die Anderen, die ihre Rolle spielten und darauf rechneten, mich zum Reden zu bringen, indem sie mich in ihre Klatschereien verwickelten.

Frau von Tencin war unerschöpflich, von dem Regenten und von dem Glück zu reden, eine wenn auch nur vorübergehende Beziehung der Freundschaft zu ihm zu haben, daß man ihn unrichtig beurtheilt, unrichtig gekannt habe, und daß man ihn mit Frauen sehen müsse, welche seinen Charakter schätzen könnten, und die ihn zum Guten führten, anstatt ihn im Schlamm zu lassen, in den man ihn gestürzt.

Ich antwortete, sie habe vollkommen Recht und ich sei ganz ihrer Meinung.

— Kennen Sie ihn, Madame? Sie haben ihn oft bei Frau von Parabère gesehen, nicht wahr? Es ist mir, als hätten Sie mir es gesagt.

— In der That, Madame, ich habe die Ehre gehabt, ihn einigemal zu treffen. Oh! mein Gott, welch ein schlechter Weg!

— Himmel! ich habe eine Beule vor der Stirn! rief der Abbé sich umwendend.

So ging es auf dem ganzen Wege. Ich unterhielt mich sehr. Wir kamen an.

Es war entzückend, ich blieb begeistert von dem, was ich sah, von diesem Glanze und von diesen Gärten der Armida. Wir hatten den ganzen Tag daran zu sehen.

— Eure Eminenz würden hier sehr gut wohnen, sagte der Abbé, vor allen diesen Liebesgöttern und Venusbildern, die er für Madonnen und Engel hielt.

Die Gräfin Alexandrine lachte darüber, bis sie weinte, und ich ebenfalls. Wir belustigten uns, so daß er Ausrufungen des Erstaunens ausstieß, als wir ihm erklärten, was dieses Haus sei und in welcher Absicht man es errichtet habe.

— Ist es möglich, mein Gott! gibt es solche verderbte Menschen.

Und der Mann, der seit so vielen Jahren in einer so wenig geistlichen Gesellschaft gelebt hatte, hielt wirklich die ganze Welt für so keusch und rein, wie er selber es war; freilich schlief er wenigstens die Hälfte des Tages und die ganze Nacht. Frau von Tencin fügte hinzu:

— Er ist so einfältig, daß ich selbst für seine Träume einstehen kann!

Gegen Abend stiegen wir zu dem Pavillon hinunter,

wo man eine Abendmahlzeit bestellt hatte. Der Koch hatte sich für sein Geld von dem Kastellan ein hübsches Zelt zu verschaffen gewußt, worin er diejenigen seiner Gäste bewirthete, die ihm als die vornehmsten und reichsten erschienen. Unser Aussehen, unsere Equipage, die violetten Strümpfe und der Kragen des Erzbischofs schienen ihm des Vertrauens würdig. Er setzte uns eine sehr gute Mahlzeit vor, selbst die Weine waren trinkbar, kurz, man speiste ganz erträglich zu Mittag, ja sogar besser, als in einigen Häusern in Paris.

Wir wollten gerade abreisen, als wir von unserer Seite her zwei Cavaliere ankommen sahen, wovon der eine die Uniform der französischen Garde trug. Sie lachten aus vollem Herzen und schienen in Höflichkeiten zu wetteifern.

— Es ist an Ihnen, Chevalier.

— An Ihnen, Marquis.

— Ich werde gewiß nicht vorangehen.

— Auch ich nicht.

— Wir müssen uns indessen entscheiden.

— Ach ja! ich fühle das dringende Bedürfniß dazu.

— Da sind ein paar sehr heitere Cavaliere, sagte der Erzbischof, man sollte denken, daß sie sich über uns aufhalten.

— Das mag sein, sagte Frau von Tencin sich brüstend.

— Sie scheinen zu zaudern; wir können die Sache

ausgleichen, fuhr Seine Eminenz fort. Abbé, gehen Sie und fragen Sie sie meinerseits, mit wem wir die Ehre haben zu reden, und was wir thun können, um ihnen zu dienen.

Der Abbé ging. Ich kann meinen Lesern keinen andern Begriff von seiner Haltung und seinem Wesen geben, als wenn ich ihn mit einem aufgespießten Pfau vergleiche. Sein Gewand und sein Kragen bildeten den Schweif, und er ging auf so seltsame Weise, daß die Officiere, als sie ihn näher kommen sahen, in ein homerisches Lachen ausbrachen, welches wir im Pavillon hörten.

— Mein Herr, sagte er nach drei Verbeugungen, als er zu den Fremden kam, könnten Sie mir sagen, wer dieser Herr da ist, und Sie da, mein Herr, würden Sie nicht die Gefälligkeit haben, mich mit diesem Herrn bekannt zu machen? Ich komme von Seiner Eminenz dem Herrn von Embrun.

Er besaß eine so übertriebene Einfalt, daß sie ihn für einen Mann von Geist hielten. Man zeigt gewöhnlich nicht so viel davon, wenn man es nicht absichtlich thut.

Sie antworteten ihm wie Kapuziner, die Hände gefaltet, und gingen auf seine Redeweise ein.

— Dieser Herr da, begann der Officier, ist der Chevalier de Bellevue.

— Und der Herr hier, fügte der Andere hinzu, ist der Marquis von Meuse.

— Was können wir thun, um Seiner Eminenz zu dienen?

— Seine Eminenz läßt fragen, mit wem er die Ehre habe zu reden, und erkundigt sich zu gleicher Zeit, was er thun kann, um es Ihnen angenehm zu machen.

— Seine Eminenz kann in unserer Erkenntlichkeit den Platz einnehmen, den, wie man sagt, der Magen in dem Leben eines Menschen einnimmt, wir werden vor Hunger sterben.

— Hier ist ein Gasthaus.

— Gewiß, aber in diesem Gasthause ist kein Stück Brod, keine Bouillon, nicht mehr ein Lerchenschenkel übrig.

— Ich sehe nicht —

— Wie, Sie sehen nicht auf der Tafel Seiner Eminenz diesen vortrefflichen Kapaunen, wovon noch mehr als die Hälfte übrig ist, diese Hammelkeule, diese Schüssel mit gebratenem Gehirn und was noch weiter, wobei mir der Mund wässert.

— So wollen Sie also zu Mittag speisen?

— Parbleu! wir wünschen nichts weiter.

Er begrüßte sie wieder und kehrte zu uns zurück.

Ich hatte Alles gehört und bat schon den Erzbischof, sie rufen zu lassen. Der Abbé kam mit gemessenen Schritten zurück, ich war jung, unbesonnen, ungeduldig, und stürzte mich auf die Thür zu.

— Nein, Herr, rief ich, der Herr Erzbischof von Embrun und die Gräfin Alexandrine von Tencin, seine

Schwester, laden Sie ein, an dieser Mahlzeit Theil zu nehmen, die sie Ihnen von ganzen Herzen anbieten.

— Und die schöne Abgesandte? fuhr der Marquis von Meuse statt, der bei meinem ersten Wort herbeigelaufen kam.

— Es ist die Frau Marquise Du-Deffand, fiel der Abbé ein, der zum erstenmal in seinem Leben ein Wort zur rechten Zeit sprach.

Der graziöseste Dank wurde an uns gerichtet, sie nahmen die Einladung an und setzten sich ohne Weiteres an die Tafel.

In der ersten Viertelstunde aßen sie ohne aufzublicken.

In der zweiten begannen sie die Augen zu erheben, der Marquis von Meuse sah mich an und ich ihn ebenfalls. Der Marquis von Meuse war ein hübscher junger Mann; wir errötheten nicht; man erröthete nicht unter der Regentschaft.

Der Chevalier von Bellevue wendete sich unwillkürlich zu Frau von Tencin; Beide hatten Geist, Schelmerei, ja noch etwas mehr, nämlich Bosheit.

Nachdem der Marquis von Meuse die ersten unbedeutenden Fragen des Erzbischofs beantwortet hatte, richtete er andere an mich, die es nicht weniger waren, nur war das Ganze verschieden; meine Antworten waren es auch. Wir sprachen von dem Hause, von dem Garten, von den Leuten, welche hierher kamen, und von der Wahrscheinlichkeit eines Ankaufs.

— Es wird eine Tänzerin sein.

— Es wird ein Finanzmann sein.

— Es wird ein großer Herr sein.

— Und was würden Sie sagen, meine Herren, wenn es ein Erzbischof wäre?

— Ah! ich würde sagen, Eminenz, daß ein einziger Erzbischof in Frankreich Geist genug hat, um in einem ehemaligen Venustempel nicht lächerlich zu sein.

— Verzeihen Sie, mein Herr, wir treiben die Teufel aus.

— Es giebt Teufel, Eure Eminenz, die Allem widerstehen.

— Meinen Sie?

— Ja, das sind die weiblichen Teufel. Lucifer selber würde sie nicht verbannen können.

Plaudernd und essend blickte mich der Marquis an; ich sah es wohl, doch that ich, als ob ich es nicht bemerkte, und er ließ sich nicht dabei ertappen. Die Nacht kam; das Wetter war von der Art, daß es selbst die Elenden glücklich machte; wir athmeten, wir plauderten leise und lieblich unter den Blumen am Rande des Wassers, daß Niemand daran dachte, fortzugehen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.